

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz  
**Band:** 25 (1924-1925)  
  
**Artikel:** Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes  
**Autor:** Binder, Gottlieb  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-112344>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes.

Von Gottlieb Binder in Kilchberg.

Menschen mit einem Hang zum Sinnen bewohnen die abgelegenen Dörfer des Zürcher Unterlandes. Noch haust die Sage in Berg und Tal, am einsamen Stein, am leise wandernden Wasser, unterm ehrwürdigen Baum. Noch wandelt das Volkslied durch einsame Höfe und Dörfchen, singend von dem, was die Väter geliebt und gelitten haben. Noch raunen unter alten Bäumen des Waldes geheimnisvolle Stimmen. Vieles, was anderwärts längst in Vergessenheit geraten oder der Missachtung anheimgefallen, ist im Unterlande bis heute in seltener Frische erhalten geblieben, denn da sind eine ganze Reihe weltferner Dörfer, die noch nie den Pfiff einer Lokomotive gehört haben und nicht wissen, wie unerbittlich das heutige Erwerbsleben die meisten Menschen ruhelos aus einem Tage in den andern treibt.

Ich denke zunächst an die ein Kirchspiel bildenden Dörfer des Stadlertals (Windlach, Raat, Schüpfheim, Stadel), in zweiter Linie aber auch an die des Bachsertals, des Wehntals, des unteren Glattals, des Zürcher Rheins und des Rafzerfeldes.

Weil hier selbst der Boden konservativ ist und alles treu hütet und erhält, sind die Zugänge zur Seele des Volkes noch grösstenteils unverschüttet und das Volkstum erhalten geblieben. Was aber trotzdem von Sitte und Brauch der Vergangenheit anheimfiel, lebt vorläufig wenigstens noch in des Volkes Erinnerung fort. Beides: das Vergangene und das heute noch Bestehende darzustellen, ist der Zweck der vorliegenden Abschnitte.

Was ich darbiete, stammt teils aus meiner eigenen Anschauung, teils aus dem traulichen Erinnerungsschreine meiner Mutter.

Die Arbeit erhebt nicht den Anspruch, das Volksleben des Zürcher Unterlandes erschöpfend behandelt zu haben. Vielleicht wird sie später einmal ergänzt durch Beiträge aus dem Wehntal, der Gegend von Bülach, dem Rafzerfeld.

### Das Haus und seine Bewohner.

In den Siedelungen des Zürcher Unterlandes trifft man neben dem Zeilendorf besonders das Haufendorf, dessen Häuser unregelmässig an Strassen und Gassen und abseits der Strassen stehen. Als Wohn- und Wirtschaftsgebäude dient das dreisässige Haus. Seine Dreiteilung findet sich am häufigsten in nebenstehender Form (Wohnräume, Tenn und Stall); oft liegt der Stall auch zwischen Wohnung und Tenn. Das

Stall	Tenn	Kammer
		Küche
		Stube

Tenn mit seinem aus Lehm gestampften Boden bildet besonders im Winter den Zugang zum Stall (dessen Haupteingang in der kalten Jahreszeit geschlossen bleibt) und da und dort auch zur Wohnung. Im Tenn schichtet

der Bauer längs der Barrenwand das grüne und dürre Futter auf, das er zur Zeit des Fütterns mittelst einer Gabel durch rechteckförmige Öffnungen, die sogenannten Barrenlöcher in den aus Holz gefertigten Barren (Futterraufe) schiebt. Im Tenn drischt er sein Getreide. Nach der Ernte bewahrt er die Garben und nach dem Dreschen das Stroh auf der „Brügi“ (dem Garbenspeicher) auf, einem über der Scheune liegenden Raum, dessen Boden durch eine unterbrochene Lage von Balken gebildet wird. Sofern die „Brügi“ nicht ausreicht zur Aufnahme sämtlicher Garben, bringt man die übrigen im Dachstocke des Wohnhauses, in der sogenannten Winde (Estrich), unter.

Der Stall erhält sein dürftiges Licht nur durch ein ganz kleines Fensterchen. Das gepflasterte Lager (der Standraum der Tiere) ist nach dem Stallgang hin sanft geneigt. Seit Erstellung der Wasserversorgungen hat man in den meisten Ställen an die Gangwand einen Brunnen angebaut, der im Winter zur Viehtränke benutzt wird. Auf der Heudiele über dem Stalle werden die Dürrfutterbestände aufbewahrt.

Zu vielen Bauernhäusern gehörte früher ein freistehender Speicher oder ein scheunenähnlicher Bau, in dem die gewöhnlich von mehreren Bauern gemeinsam benützte Baumtrotte untergebracht war. (Manche Speicher sind heute noch im Gebrauch.) Der Speicher bestand aus einem tiefgegrabenen, geräumigen Keller, zwei darüberliegenden Vorratsräumen und

einer Winde. Im Keller lagerte man den Wein, den Most, die Kartoffeln und in Hürden die Äpfel, im Erdgeschoss wurden über Winter Feldgeräte, Weinständen, Tansen u. a. aufbewahrt, und im ersten Stock schüttete der Bauer den Weizen, den Roggen, den Hafer, die Gerste auf, da standen den Wänden entlang die mit Äpfelschnitzen und gedörrten Zwetschgen gefüllten, bemalten Truhen („Tröge“); auf der Winde endlich hängte man gegen den Herbst hin Hanf- und Flachs-bündel und über Winter nach den Waschtagen die Wäsche zum Trocknen auf.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind viele Baumtrotten und Speicher eingegangen, die Trotten wegen stark verminderten Weinbaus, die Speicher, weil der Bauer heutzutage nicht mehr gezwungen ist, grössere Vorräte an Getreide und Dörrobst aufzubewahren. Dagegen hat sich zufolge der gesteigerten Gras- und Viehwirtschaft manchenorts das Bedürfnis gezeigt, die Ställe zu erweitern und Schopfanbauten zu erstellen, um darin die Wagen aller Art, die Feldgeräte und allerlei anderes, was bis anhin in den Tennen untergebracht werden musste, in geeigneter Weise plazieren zu können. Neue Häuser entstanden keine in den letzten 50—60 Jahren; hingegen wurden da und dort ältere Gebäude besser eingerichtet. Der eine oder andere Bauer sorgte auch für genügend Luft und Licht und für vermehrte Reinlichkeit in Haus, Scheune und Stall. Die Hohlziegel wurden immer seltener, ebenso verschwanden um die Wende des 19. Jahrhunderts die letzten Strohdächer. Die Fenster mit runden, in Blei gefassten Scheiben gingen ab: in den Wohnstuben völlig, in den Nebengemächern zum grössten Teil. Die Aufzugläden wurden durch die heutigen Fensterläden („Balchen“ oder „Jalousien“) ersetzt. Die sogenannten „Einfahrten“ für Heu- und Garbenwagen, die es ermöglichen, Heu, Emd und Getreide bequem auf den Heuboden, die „Brügi“ und die Diele zu schaffen, sind im Unterland eine grosse Seltenheit (ihre Anlage ist bei der geschlossenen Art der fast ausschliesslich auf flacher Erde liegenden Siedelungen auch nicht gut möglich). Aus dem gleichen Grunde trifft man ebenso selten jene Erdeinschnitte, in welche der Jauchewagen zu stehen kommt, dass die Jauche durch eine Röhre direkt ins Fass fliessen kann. Die meisten Unterländer Bauern müssen sich beim Düngergehen noch immer der herkömmlichen „Schöpfer“ und Pumpen bedienen.



In den Stuben sieht man vielerorts noch die Wandbänke statt der Sessel, den Wandschrank mit dem Buffert (Buffet), das Ziithüsli (Gehäuse für die Schwarzwälderuhr), die Backmulde, an den Wänden das Futteral mit dem Kalender, den Spiegel mit Holz- oder Goldrahmen, die Tabakpfeife mit bemaltem Porzellankopf, Weichselrohr und grüner Schnur mit Troddel, ein Brett mit etlichen alten, verstaubten Büchern (Bibel, Kirchengesangbuch u. a.), Bildnisse, Andenken an Verstorbene, religiöse und weltliche Bilder ohne künstlerischen Wert. Auf dem äusseren Fenstergesimse blühen in Töpfen die Geranien, Nelken, Strassburger (*Cheiranthus annuus*) und Fuchsien; auf dem tiefen, inneren Gesimse hingegen standen vielerorts eine mit Essigmutter gefüllte, strohumflochtene Flasche und eine Blattpflanze, meist der sogenannte „Heilbölle“ (*Scilla maritima*), dessen dicke, saftreiche Blätter, nachdem man sie vorher zerquetscht hatte, zur Heilung auf Wunden gebunden wurden. An der Gesimsewand hing verspinnwebt das Barometer.

In der Küche steht die Allmäri (der Küchenkasten), in dem Speisen, Spezereien, Salz u. v. a. aufbewahrt werden. Neben dem eigentlichen Herd mit dem Rauchfang („Chämmi“) befindet sich ein zweiter, etwas kleinerer für das kupferne „Sechtkessi“, in dem die Wäsche gesotten wird. (Die Waschküchen kommen vor, sind aber nicht allgemein.) Auf dem sogenannten Plattengestell werden die irdenen, geblühten Teller, die Schüsseln (Platten), die „Milchbecki“ und die Tassen („Kafibeckeli“) aufbewahrt. Aus der Küche führt eine Holztreppe („Chammerstäge“) in die Schlafkammern hinauf, das sind Räume mit geweißelten, schmucklosen Wänden und tannenen, oft zweischläfigen Betten (seit etwa 1870 ohne „Himmel“).

An den alten Bauernhäusern des Zürcher Unterlandes treffen wir fast ausschliesslich den Riegelbau (Fachwerkbau).

Der Hof blieb ungeteilt, sofern nur ein Sohn in der Familie war. Andernfalls wurde er „zerstückelt“, bezw. unter die Söhne verteilt. Starb der Mann vor der Frau, so blieb der Nachlass bis zu deren Tode ungeteilt. Alleinstehende Frauen übergaben den Hof etwa zu Lebzeiten dem einzigen Sohne, behielten sich dann aber meist „e Liiptig“ (Leibgedinge) vor, bestehend in dem Nutzen einer Kuh, einer Ziege, in einem Quantum von Getreide, Kartoffeln, Wein, Tuch oder Geld. Bis um ca. 1860 kam es ziemlich oft vor, dass auch der Bauer gegen ein Leibgedinge auf das Regiment im Hause

und die Eigentumsrechte an Haus und Gütern verzichtete. Nicht selten wurden solche „Entrechtete“ dann mit zunehmendem Alter unwert, bereuten ihren früheren Entschluss und mussten oft am eigenen Leib die Wahrheit des Spruches erfahren: „Ein Vater erhält eher sieben Kinder als sieben Kinder einen Vater“.

Handelte es sich um Teilung der Güter, so geschah sie meist auf dem Wege der Verständigung, selten durch das Los.

Waren mehrere Kinder in der Familie, so durfte der Vater Haus und Hof bei Lebzeiten nicht an eines seiner Kinder abtreten, ohne Einwilligung der übrigen Kinder; dagegen konnte er ein Kind dadurch bevorzugen, dass er ihm zu Lebzeiten einen Teil des Erbes kanzleisch zuschreiben liess. Die Familienangehörigen besaßen das Wohnrecht im Hause gleich dem Eigentümer. Die Eltern schliefen in der Nebenkammer, die Kinder, die Knechte und Mägde („Maitli“) in den Kammern des 1. Stockes. Der Hof konnte nicht an ein Kind verpachtet werden. Das Wohnrecht nennt man Hausrecht. Der Eigentümer heisst der „Meister“, seine Frau die „Meisterin“, die Grosseltern sind die „Alten“, das Gesinde als Ganzes nennt man die „Dienste“. Es bestand früher aus dem „Knecht“, dem „Dienstbueb“, dem „Maitli“ und dem „Dienstkind“. Knechte und Mägde nahmen Anteil an allen Arbeiten, besonders aber an den schweren. Sie wurden meistens würdig behandelt, erhielten den vereinbarten, bzw. verdienten Lohn, gesunde Kost und gute Unterkunft. Die Meistersleute wussten, dass die Dienstboten ihre Pflicht am ehesten erfüllen, wenn man sie recht behandelt. Fehlbare Dienstboten wurden vom Meister oder der Meisterin in die Nebenstube gerufen, wo sie durch ernste und doch wohlgemeinte Worte auf den rechten Weg gewiesen wurden. Bauern, die keine eigentlichen Dienstboten hielten, zogen in strengen Arbeitszeiten Tagelöhner zu. Dienstbotenwechsel fand meist an Lichtmess statt; daher die Redensart: „Wo bist über Winter gsi?“ Der Lohn wurde dem Gesinde jährlich einmal ausbezahlt, meist zu Lichtmess oder Martini. Er bestand für den Knecht aus 150 Franken in bar, einem Paar Schuhe und einem Paar Zwilchhosen, für die Magd aus 100 Franken in bar, einem Paar Schuhe und — so sie sich „rechtschaffen aufgeführt“ — ein paar Ellen Zwilchen oder Leinen zur Anfertigung eines Rockes oder Leintuches („Ilache“).

Nach O. Sutermeister, „Schweizerische Haussprüche“, waren Häuser des Unterlandes einst mit den folgenden Sprüchen geziert (die meisten gingen Ende des 19. Jahrhunderts ein):

Gott behüte dieses Haus  
Und die da gehen ein und aus  
Er behüte es vor Feur und Brand  
Vor Wassernot und aller Schand.  
(Dielsdorf.)

Behüt uns Gott vor Sünd und Schand,  
Behüt uns Gott vor Feur und Brand.  
(Niederweningen 1765.)

Wenn einer will bauen an Gassen und Strassen  
Muss er sich von vielen Narren tadeln lassen;  
Ich es aber gar nicht acht.  
Nach meinem Kopf hab ichs gemacht.  
(Bülach 1890.)

Setz nicht so viel auf grosses Gebau,  
Du wirst nicht alles machen neu.  
(Bachenbülach.)

Wer dieses Haus jetzt tadeln will,  
Der stehe nur ein wenig still  
Und denk in seinem Herzen frei,  
Ob das seine daheim besser sei.  
(Niederweningen.)

Ach Gott Wie geht es Immer zu,  
Dass die mich hassen, denen ich nichts thu  
Und die mir nichts gunen und nichts geben,  
Die müssen doch leiden, dass mir leben.  
(Steinmaur.)

Lass Neider neiden und Hasser hassen  
Was Gott mir gönnt, muss man mir lassen.  
(Dielsdorf, 1837 abgebrannt), (Bülach.)

Am Rathaus in Bülach 1673:

- |  |  |
|--|--|
| a. Nach der Gerechtigkeit<br>Regenten sollend richten<br>Es treff Fründ oder Feind<br>Nach ihren Eidespflichten.   | b. Regenten habent sich<br>Voraus wol zu gewaren,<br>In allem ihrem Thun<br>Fürsichtig zu verfahren. |
| c. Wo by der Stercke wohnt<br>Die Tugend der Weissheit<br>Daselbst bleibt auch der Ruhm<br>Der rechten Tapferkeit. |  |

\*

Wir bawend Hüsser und Paläst  
Und sind doch all nur frembde Gest  
Und wo wir sollend ewig sin  
Da bawend wir ganz wenig in.  
(Bachenbülach.)

Planche I.



Fig. 1



Fig. 2



Fig. 3

Fig. 1—3. Rosaces sculptées sur des consoles en pierre.  
XV<sup>e</sup> siècle. Genève, Musée d'Art et d'Histoire.



Planche II.



Fig. 4

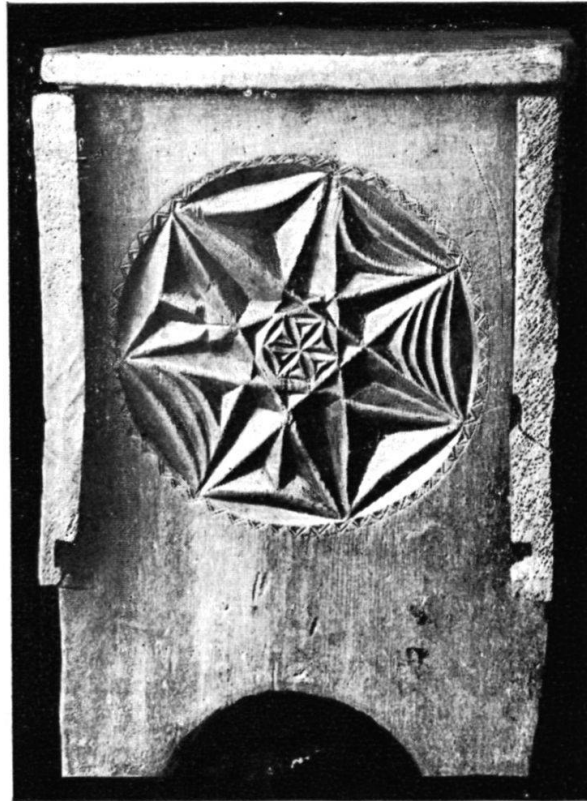


Fig. 5

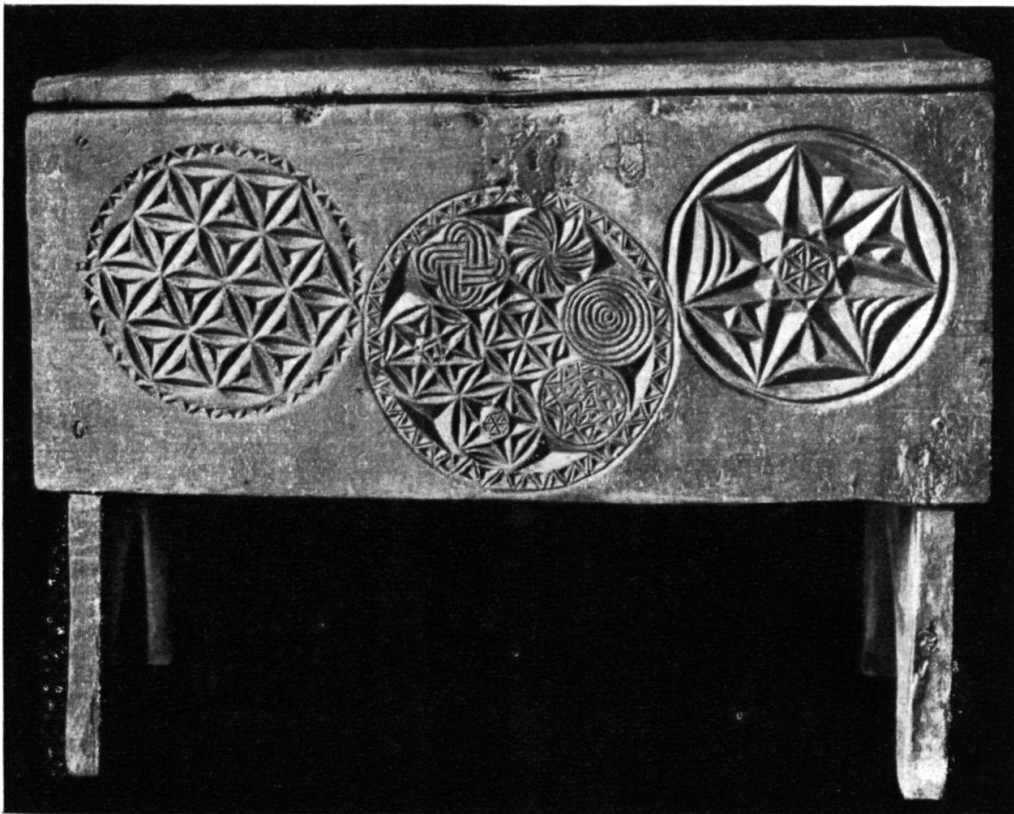


Fig. 6

Fig. 4—6. Coffre grison, Genève, Musée d'Art et d'Histoire, No. 3411.





Planche III.

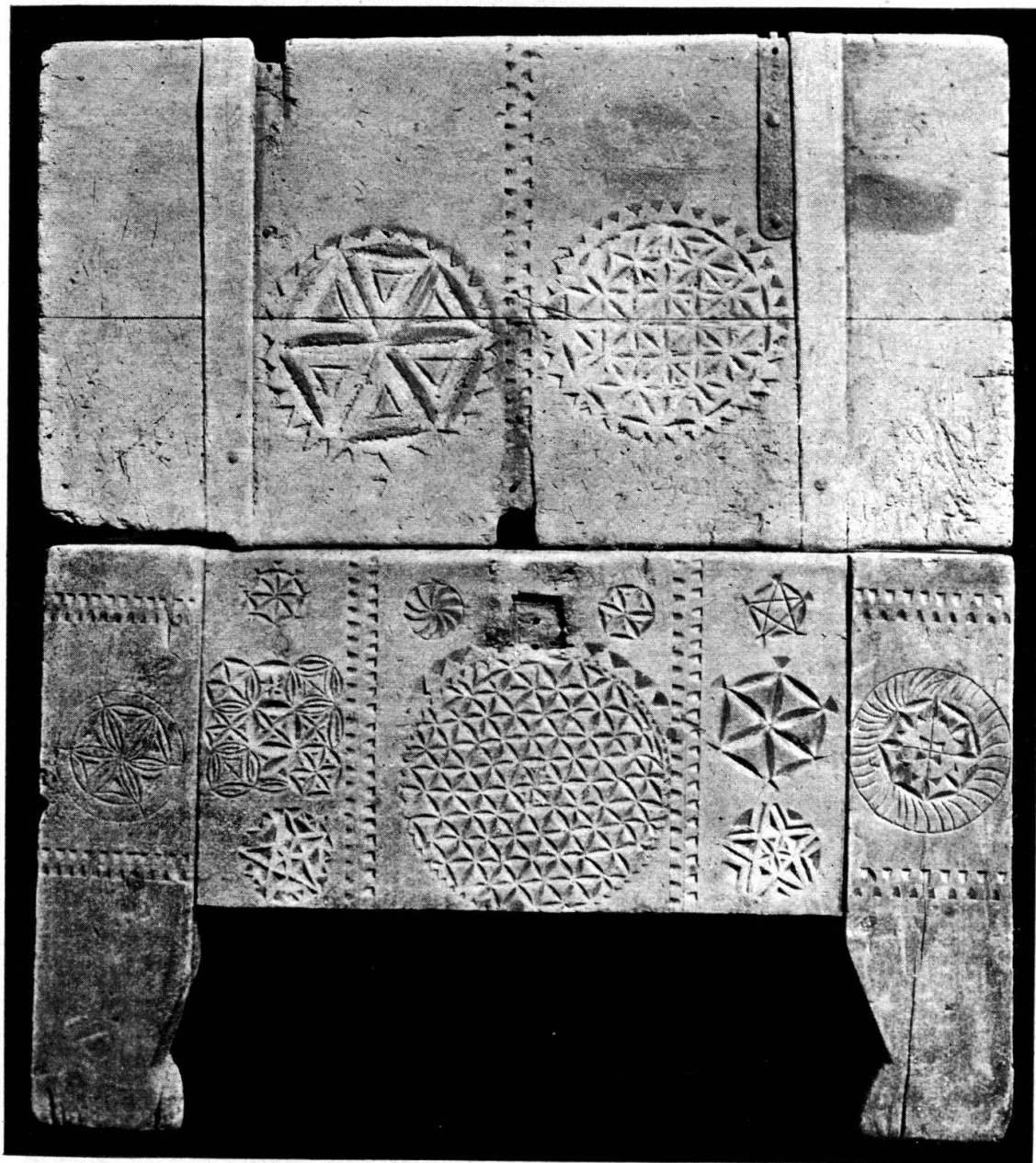


Fig. 7

Fig. 7. Coffre grison. Genève, Musée d'Art et d'Histoire, No. 3412.



Planche IV.



Fig. 8

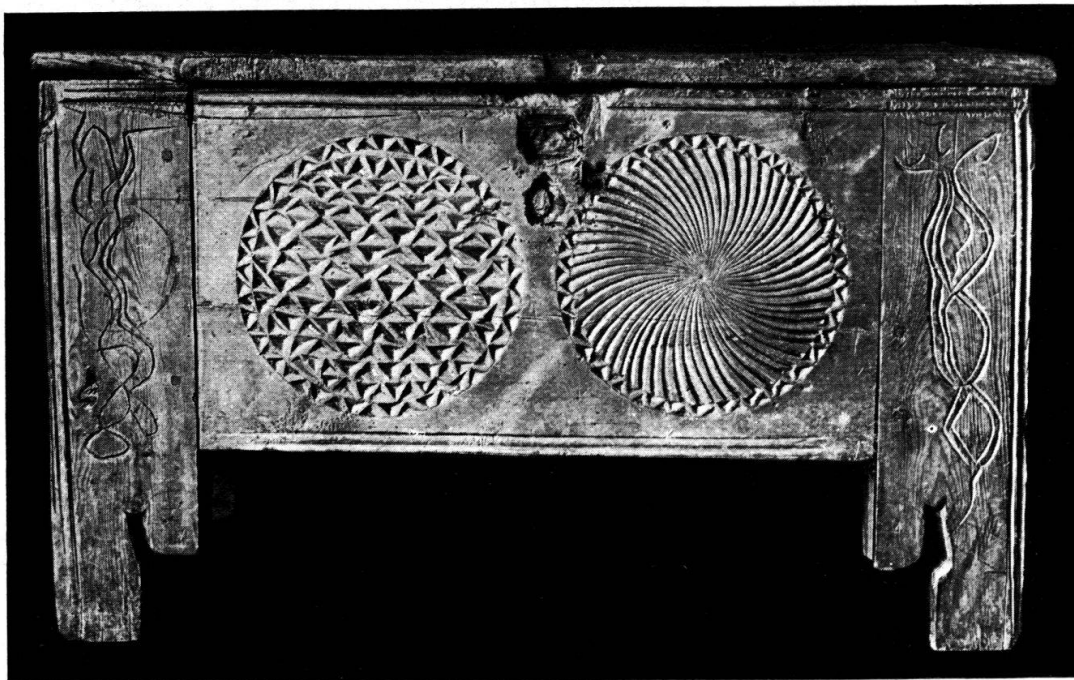


Fig. 9

Fig. 8—9. Coffre grison. Genève, Musée d'Art et d'Histoire. No. 3417.



Planche V.

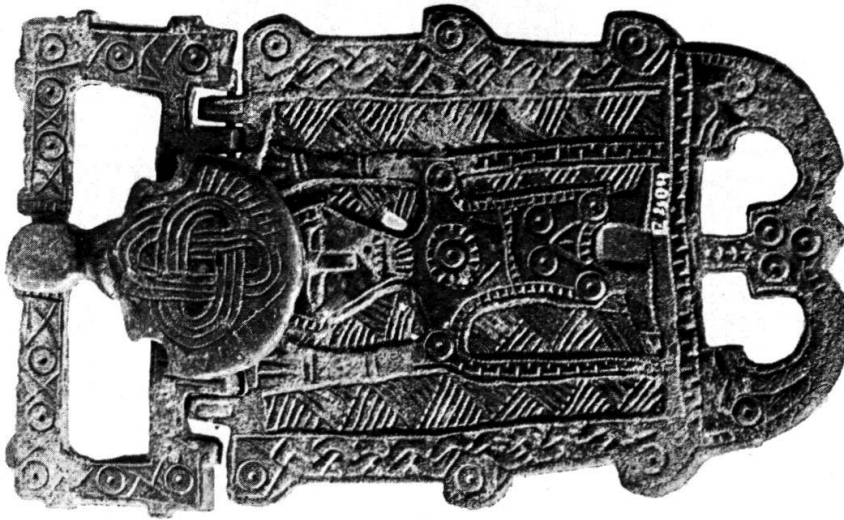


Fig. 11.

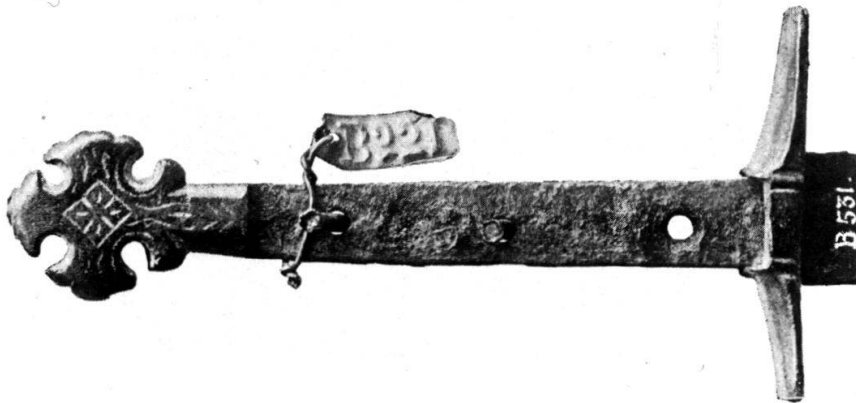
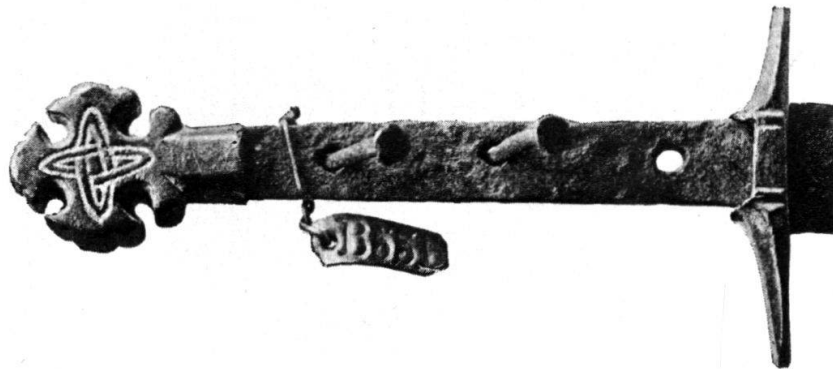


Fig. 10

Fig. 10. Dague de Challex, XIII<sup>e</sup> siècle. Genève, Musée d'Art et d'Histoire.

Fig. 11. Plaque de ceinturon, art barbare, Genève, Musée d'Art et d'Histoire.



Planche VI.



Fig. 12



Fig. 13



Fig. 14

Fig. 12—14. Lampes chrétiennes du Musée de Genève.





Mein Wandel soll im Himmel sein  
 Ob schon ich leb auf Erden  
 Ein Pilger bin ich hier, allein  
 Dort hoff ich bürger z'werden.  
 (Obersteinmaur.)

Glücklich bist du bracht herein,  
 Well Gott, dass du truckest Wein.  
 (Auf einem Trottbäum in Dielsdorf 1806.)

Dreihundert zogen mich von frömbdem Ort hieher  
 Und sechzig erheften mich, ob ich doch gleich bin ziemlich schwer,  
 Mein Amt ist nun, die Trauben auszudrücken  
 Der lieb Gott woll reiche Herbste schicken.  
 (Auf einem Trottbäum in Dielsdorf.)

Wenn Neid und Hass brennten wie das Feur  
 So wäred die Kohlen nicht so theur.  
 (An einer Schmiede in Rümlang.)

Den Ingang mir bewahr, o Herr  
 Zum Ußgang mir auch Gnad bescher.  
 (An einer Stubentüre in Neerach.)

Die Stubentür geht auf und zu;  
 Im Himmel ist die ewige Ruh  
 (Stubentüre in Stadel.)

Der wahre Glaube allein Uff Christum sich thut gründen,  
 Der uns durch seinen Tod Erlößt von straf und sünden.  
 (Ofen in Bülach.)

Die Kinder Mutter liebt und wird zugleich geliebet  
 Wird hiemit beiderseits, was Gott geliebt, verübet.  
 (Ofen in Bülach 1673.)

In liebs und Seelengfar zu Gott dein Hoffnung richt  
 Wenn Menschenhilff uffhört will Er uns lassen nicht.  
 (Ofen in Bülach 1673.)

Geduld das beste ist in allem Kreutz und leiden  
 Macht, das von Gotteshuld kein Trübsal uns mag scheiden.  
 (Ofen in Bülach 1673.)

Zu rechtem Gebrauch gibt Gott dem Menschen den Wein,  
 Drum soll er nicht ein versoffener Bachus sein!  
 (Auf einem gemalten Ofen in Neerach 1636.)

Ich gehe jetzt gen schlaffen in  
 Der lieb Gott woll min hütter sin.  
 (Schlafkammer in Dielsdorf.)

Das Schlafgemach dient müdem Leib,  
 O Herr, der Sünden Schlaf vertreib.  
 (Schlafkammer in Niederweningen.)

Heute noch bestehende Haussprüche in Stadel. An einem Haus:

Das Haus ist mein, doch nicht allein.  
Wer nach mir kommt, dem wird's auch sein.

\*

Gesegnet sei mein Haus und auch mein Stand,  
Der Bürger in der Stadt, der Bauer auf dem Land.

\*

Die Missgunst und der Neid,  
Die schielen alle Beid'.

\*

Dies Haus behüt o Gott,  
Vor Unglück, Brand und Not.

Am andern:

Gott behüte dieses Haus,  
Das Not und Unglück bleiben aus.

\*

Gütiger Gott, erhalte mir  
Frisch und frei der Dinge vier:  
Augen, Schönes zu ergründen,  
Seele, Schönes zu empfinden,  
Geist, das Schöne zu behalten,  
Hände, Schönes zu gestalten.

\*

Vor allem das Best  
Ist ein Herz heiter und fest,  
Ein gesunder Leib,  
Ein liebes Weib  
Und ein kleines Eigen!  
Wer das hat  
Mag sich freuen und schweigen.

Hausleben. Im Sommer erhoben sich der Meister, die Meisterin und die Dienstboten um 3, spätestens um 4 Uhr aus dem Schlafe, die Kinder um 5—6 Uhr. Nachts ging man um 9 Uhr zu Bette. Der Vater und die Mutter, die Mägde und ab und zu auch die Knechte sprachen beim Aufstehen und zu Bette gehen Gebete, meist das Vaterunser.

Man ass „z'Morge“, z'Nüni“, „z'Imbis“, „z'Abig“, „z'Nacht“. Über Sommer nahm man die Mahlzeiten auf dem Felde ein, mit Ausnahme des Nacht- und des Mittagessens (dieses gelegentlich auch auf dem Felde). Man speiste: des Morgens Kaffee mit Mais oder gebratene Kartoffeln (brätleti Häröpfel), Mehl- oder Habersuppe, um 9 Uhr Käse und Brot, um 12 Uhr Suppe, gesottenes gedörrtes Schweinefleisch (Schwiinis) und Gemüse (an Sonntagen statt des gedörrten Schweinefleisches

ab und zu „grünes“ Schweinefleisch oder gesottenes Rindfleisch), um 4 Uhr Brot, um 8 Uhr meist das Übriggebliebene vom Mittagessen; zu sämtlichen Mahlzeiten (ausgenommen das Morgenessen) genoss man einen leichten Landwein („Asteller“) oder Most (eine „Halbe“ = halbe Mass, ca. 7—8 dl pro Mann). Über Winter gab es zum Mittagessen statt der grünen Gemüse gekochte gedörrte Birnen, Apfelschnitze, Sauerkraut, Weissrübenmus. Der Genuss des Kaffees nahm erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts überhand (morgens und abends). Als Zusatz benutzte man die „Weglugern“ (die veredelte Form von *Cichorium intybus*), deren fette Wurzeln zerschnitten, gedörrt und geröstet wurden. Später kamen die sogenannten „Päckli“ auf, ein fabrikmässig hergestellter Kaffeezusatz. Ein Hauptnahrungsmittel bildete über Winter die „Kost“ (in Wasser mit Rauchfleisch zusammengekochte Bohnenkerne). Viel Freude brachten die Erstlingsgerichte ins Haus: die ersten Kirschen, die ersten Bohnen, die ersten Kartoffeln. Eine beliebte Mahlzeit bestand in „neuen“, geschwellten Kartoffeln, Rässkäse und „geräztem“ (noch nicht völlig vergorenem) Most. In vielen Familien galt auch der sogenannte Priest als eine ausserordentlich schmackhafte Speise. Er wurde hergestellt aus der Milch frisch gekalbter Kühe. Während die eine und andere Hausfrau dazu gleich die erste, mit Blut untermischte Milch gebrauchte, verwendeten andere lediglich den Rahm („Idel“) der zweiten, dritten und vierten „Melchete“, mischten diesen mit Milch, Mehl, Eiern, Pfeffer und Salz und „rührten“ (schwangen) die Mengung gründlich mittelst einer Kelle. Hierauf verteilten sie die Masse in zwei bis drei „Milchbecki“, stellten diese in den heissen Ofen und liessen den Priest goldbraun backen.

Als Tischgebete waren gebräuchlich:

Vor dem Essen:

Du bist es Gott, der väterlich  
An alles, was da lebt, gedenket,  
Und aller Augen sehn auf dich,  
Der uns Getränk und Speise schenket;  
Auch uns gibst du, was uns ernährt,  
Und was uns frohen Mut gewährt,  
O lass uns stets für deine Gaben  
Ein Herz voll Dank und Liebe haben. Amen.

\*

Herr, wir gehen zu dem Essen,  
 Lass uns deiner nicht vergessen.  
 Stärk die Leiber, stärk die Seelen,  
 Stärk, die wir dir anbefehlen;  
 Denn du bist das Himmelsbrot,  
 Steh uns bei in aller Not!  
 Hilf, dass wir nach dieser Erden  
 Deine Gäst' im Himmel werden. Amen.

Oder kurz:

„Gsegott!“ (Gott segne es).

Kindergebet vor dem Essen:

Spiis Gott,  
 Tröst Gott,  
 Erhalt Gott  
 Alli arme Chind,  
 Wo-n-uf Erde sind. Amen.

Nach dem Essen:

„Gott Lob und Dank, dass ich genug gegessen hab.“

\*

Hab guter Gott für Speis' und Trank,  
 Des Herzens tiefgefühlten Dank.

Das Gesinde ass mit den Meistersleuten am selben Tisch. Der Meister sass oben an, neben ihm hatte die Meisterin ihren Platz, dann folgten die Kinder und die Dienstboten. Die Mutter trug die Speisen auf und teilte sie den Kindern zu. Knechte und Mägde durften sich selbst bedienen. Man speiste in aller Stille; den Kindern war das Sprechen während der Mahlzeit nicht gestattet. Wer es doch tat oder infolge Unachtsamkeit etwas verschüttete, musste den Tisch verlassen. Als Essgeräte waren im Gebrauch: dreizinkige Gabeln mit braunem oder schwarzem Heft aus Holz, bleierne Löffel, Messer mit gleichem Griff wie die Gabeln. Most und Wein wurden in blaugemusterten irdenen Krügen aufgetragen und aus dickwandigen Gläsern getrunken. Schüsseln und Teller waren aus Zinn gefertigt, ebenso die Weinkannen, die man bei festlichen Anlässen gebrauchte. Man verwendete aber auch braunes Pruntruter- und geblühtes Geschirr („Beckeli“, Teller, „Platte“ und farbig glasierte „Milchbecki“ mit Tupfen oder Ringen).

Noch heute steht wohl fast in jedem währschaften Unterländer Bauernhaus die „Backmulde“ („Multe“) oder „Tischmulde“, wie man den von den Ur-Grosseltern übernommenen, harthölzernen, mit Inschrift und Jahreszahl gezierten Backtrog nennt. Sie nahm ehemals die erste Stelle ein unter den

Gegenständen des Hauses und wurde hoch in Ehren, ja fast „heilig“ gehalten, wie das Andenken eines teuren Vorfahren. Man buk (je nach der Zahl der Familienglieder) 40—60 Pfund Mehl auf einmal und erhielt so einen Vorrat von Brot für mindestens 14 Tage. Meistens besorgt die Bäuerin das Backen. Nachdem sie das Mehl in die Mulde geschüttet hat, formt sie nach Ausheben einer gewissen Menge Mehl in der Mitte oder an der Seitenwand der Mulde eine viereckige Grube für die „Heblete“. Dann holt sie den von der letzten „Bachete“ her in einem „Milchbecki“ aufbewahrten „Hebel“ (Sauerteig; in neuerer Zeit auch Hefe) herbei, mengt ihn in jener Aushöhlung mit einer Schüssel voll warmen Wassers und etwas Mehl, „klopft“ die „Heblete“ gehörig, streut etwas Mehl darüber und drückt ihr zu guterletzt mit den Fingern reihenweise Tupfen auf. Mit einem „Jetzt walt Gott“ wurde ehe dem die Mulde zugedeckt. Man hütete sich wohl, sie zu bewegen oder daran zu rütteln, weil sonst der Hebel nicht „gegangen“ wäre. Es ist darum begreiflich, dass die Bäuerin gewöhnlich erst hebelte, wenn die übrigen Hausgenossen zur Ruhe gegangen waren. Schon um 4 Uhr morgens war sie wieder auf den Beinen und knetete „aus Leibeskräften“ den durch Beimengung von Hebel und heissem Wasser aus dem Mehl entstandenen Teig. Hatte sie die Überzeugung gewonnen, ihre Arbeit gründlich getan und einen luftigen Teig erzielt zu haben, so breitete sie ein weissleinenes Tuch über die Masse und legte den hölzernen Deckel darüber. Nach dem Kneten wurde mittels „Stöcken“ (Baumwurzeln) oder einer währschaften Reisigwelle der Ofen geheizt. Waren dann mehrere Schüsseln voll Zwiebeln, Kartoffeln, Äpfel und Kohl („Chabis“) zweckdienlich zubereitet, in Butter oder Schmalz gekocht, mit Rahm und Eiern und dem nötigen Gewürz vermengt, so begann — falls der Teig mittlerweile schön „gegangen“ war — die Herstellung der Wähe („Dünne“ genannt). Und früh um 6 Uhr, wenn man den Morgenkaffee trank, dufteten auch schon frische Wähen auf dem Tisch. Der Vater oder die Mutter zerschnitten eine um die andere und teilten die Stücke aus, bis sämtliche Tischgenossen satt waren und mit herzlichem Dankgefühl vom Tische gingen. Nach dem Essen räumte man den Tisch ab, breitete ein weisses „Backtuch“ darüber und begann sogleich mit dem Ausbrotten. Reihenweise legte man die 8—10 Pfund schweren Teigbrote

auf den Tisch. Mittlerweile wurde im Ofen die „Glut“ „verzogen“ und noch eine Welle Rebholz verbrannt, weil man glaubte, das Brot erhalte dadurch eine schöne braune Farbe.

Nachdem man mittels eines Besens aus grünen Föhrenzweigen den Ofen von Asche und Kohlen gereinigt hatte, ward das Brot „eingeschossen“. Die Mutter trug den Teig zum Backofen, gab ihm auf dem langen, hölzernen „Brot-schüssel“ die endgültige Form, und die Magd oder die Tochter schob ihn in den Ofen hinein. Den „Schieber“ des Ofens schloss man nicht ganz zu, damit das Brot hoch und luftig werde. Nach Ablauf einer Stunde „kruckte“ man es, das heisst, man nahm ein Brot ums andere heraus und „schoss“ es dann abermals ein, aber so, dass die Brote, welche bisher vorn im Ofen gelegen hatten, diesmal zu hinterst kamen, damit alle gleichmässig gebacken wurden. Die ganze Backzeit dauerte zwei Stunden. Kam das Brot schön und wohlgeraten aus dem Ofen, so hatte die Frau ein gutes Tagewerk vollbracht.

Die Bauern des Unterlandes kannten ihren jährlichen Mehlerverbrauch ziemlich genau, und keiner mochte vor der Ernte vom Bäcker Brot oder Mehl kaufen, weil er sich dadurch in den Augen der andern Bauern eine Blösse gegeben hätte. Darum wartete manch einer mit Sehnsucht auf die Zeit der Ernte. Hatte er dann den ersten Roggen eingeheimst, so ward derselbe baldmöglichst gedroschen und zur Mühle gebracht. Weil aber diese „Frucht“ noch nicht „verschwitzt“ hatte und zudem die Bauernmühlen noch recht altmodisch eingerichtet waren, liess sich das Mehl oft fast nicht backen. Brachte man aber den äusserst „kurzen und läufigen“ Teig endlich mit vieler Mühe doch in den Ofen, so „verlief“ er sich auch dort noch, so dass die Brote zusammenwuchsen und man sie fast nicht mehr aus dem Ofen herausbringen konnte. War dieses Brot auch „tängg“, schwer verdaulich und weder „luftig“ noch „hoch“, so ass man es doch mit gutem Appetit. Wer zuwarten konnte, bis die eingeheimste Frucht „verschwitzt“ hatte, erhielt besseres Mehl. In jedem währschaften Bauernhaus stand jahrein, jahraus ein Sack Mehl auf der Ofenbank, gab es doch, wie die Erfahrung lehrte, aus einer Bachete „gestandenen“ Mehls ein Brot mehr als aus der gleichen Menge „mülliwarmen“ Mehls. Ebenso war es Sitte, zu backen, so lange noch ein altes Brot vorhanden war. Man brauchte



dann nicht gleich ein „ofenwarmes“ anzuschneiden und konnte nach der Ansicht der Leute zwei ganze Brote einsparen. Weil der wohlhabende Bauer um die Erntezeit immer noch eine gewisse Menge letztjährigen Getreides besass, während die Vorräte der Kleinbauern längst zur Neige gegangen waren und die armen Schlucker kaum die Ernte erwarten konnten, sagte der Unterländer: „Kein Brot, ist böses Brot, genug Brot, Gottesbrot.“ Im Unterland beschenkte man die Wöchnerinnen bis in die 1880er Jahre mit dem sogenannten „Chindbettibrot“ (einem in der Bäckerei gekauften Weissbrot). Das Jahr hindurch war das durch seinen Nährwert und seine Schmackhaftigkeit ausgezeichnete Roggenbrot sehr beliebt.

Beim Backen bereitet die Unterländer Mutter ihren Kindern „Öpfelwegge“, das sind runde Brötchen aus „Mutescharrete“ mit eingebackenem Apfel, die nach dem Ausbrotten zuvorderst in den Backofen gelegt werden und den Kindern als Leckerbissen gelten. Besonders in Zeiten der Teuerung bereitete man aus Teig, den man mit zerstossenen Kartoffeln vermengte, das sogenannte „Häröpfelbrot“; es galt für sehr schmackhaft, war aber schwer verdaulich. Für Botendienste reichte man den Kindern im Unterland nie Geld, sondern stets ein Stück Brot; ebenso erhielten fechtende Handwerksburschen und Bettelweiber Brot statt Geld. Es galt als Sünde, aus Brot Kügelchen und dergleichen zu formen, oder auch nur Brosamen auf den Boden fallen zu lassen. Auch graues („verschimmeltes“) Brot musste gegessen werden.

Die Bäuerinnen hielten vierteljährlich Wäsche, nie während, sondern stets am Ende eines „Feldwerchs“ (Feldarbeit wie Heuet, Ernte usw.). Die Wäsche wurde über Nacht in einer grossen Stinde „gesechtet“ und mit einem groben, stark mit Asche bestreuten Zwilchtuch zugedeckt. Wer kein Anteilrecht hatte an einem von den Wohnhäusern getrennten Waschhause, besass in der Küche eine Wäscheeinrichtung (Herd mit Sechtkessi).

Weil früher viel weniger Obst gepflanzt wurde als heute, war auch die Branntweinbereitung entsprechend geringer; Kirschen brannte man selten, Kartoffeln gar nicht.

In jedem Dorf des Unterlandes gibt es heute noch ein oder mehrere Personen, welche die Seidenweberei als Hausindustrie betreiben. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Rümlang Hauptsitz der Zürcher Strumpfwirkerei. Die

meisten „Kantonslismen“, welche von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf wanderten und da auf der Stör arbeiteten, stammten von Rümlang.

Neben der Landwirtschaft war auf dem Rafzerfeld, besonders in Wyl und Wasterkingen seit Jahrhunderten die Strohflechterei als Hausindustrie heimisch. Nach A. Wild, „Am Zürcher Rheine“ sind in den Zollakten von Eglisau die „Schinhüte“ (Strohhüte) erwähnt; 1672 wird vorgeschrieben, dass diejenigen Herrschaftsangehörigen, welche die Strohhüte aus selbstgepflanztem Stoffe verfertigen und welche dem Zoller die jährliche Gabe, den sogenannten Brückensommer, ohnehin verabfolgen, ihre Ware zollfrei durchführen dürfen, nicht aber die Händler oder diejenigen, welche das Stroh zu den Hüten gekauft haben. Diese sollen durch Untervögte kontrolliert werden.

Die soeben genannte Industrie ging schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts stark zurück, teils wegen des geringen Verdienstes, teils wegen grösserer Nachfrage nach feineren Sorten. Im Rafzerfelde wurden nämlich die Hüte lediglich aus ganzen Roggenhalmen hergestellt. Immerhin wurden damals noch jährlich für ca. 32000 alte Franken (46500 Franken neuer Währung) Strohhüte verkauft, das Stück zu 12 Rappen bis 12 Batzen. Selbst in ungünstigen Jahren stellte die Gemeinde Wyl allein 50000 Stück her. Für das nötige Material bedurfte es der Bepflanzung von 47 Jucharten Acker, und es ergab sich ein Ausfall von 330 Mütt Körnern, weil das zu verwendende Stroh kurz nach der Blütezeit des Roggens abgeschnitten und auf den Feldern gebleicht wurde. Die gröberen Sorten verkaufte man nach Amerika, die feineren nach Südfrankreich, einige Tausend feinsten Qualität jährlich nach Süddeutschland und dem Elsass.

Männer und Weiber, jung und alt, beschäftigten sich mit Strohflechterei hauptsächlich im Winter und an Regentagen, wenn die Arbeit auf dem Felde ruhte. Abends taten sie sich in den Lichtstubeten zusammen, getrennt nach Alter und Geschlecht, und verkürzten sich die langen Winterabende bei der rein mechanischen Arbeit des Flechtens und Zusammennähens der Geflechte durch gesellige Unterhaltung.

Im Bauernhaus war die Stube der einzige heizbare Raum; da stand der weitläufige, mit runden Messingknöpfen gezielte Kachelofen, der ausschliesslich mit Reisig oder mit „Stöcken“ geheizt wurde.

Jeden Morgen kehrte die Bäuerin, eine Tochter oder die Dienstmagd mittelst eines birkenen Besens die Stube; die Kammern hingegen „kamen nur am Samstag zur Reinigung an die Reihe“. Im Herbst fand nach beendigter Arbeit in Feld und Weinberg eine Hauptreinigung („grossi Useputzete“) statt, wobei sämtliche Räume gründlich gefegt und gelüftet wurden.

Als Beleuchtungsmittel dienten bis in die 1870er und 1880er Jahre hinein in der Küche die mit Lewatöl gespeisten „Ämpeli“ (Ampeln), und in der Stube die Petrollampen; daneben benutzte man allgemein die Talglichter.

Zum Schutze des Hauses gegen Sturm und Gewitter dienten ein bis zwei Pappeln. Die Hauswurz (*Sempervivum tectorum*) auf dem Dache und das Nest der Schwalben unterm Dachschirm schützten das Haus hergebrachtem Glauben zufolge vor dem Blitz. Wer überdies noch ein Karfreitagsei sein eigen nannte, der fühlte sich sicher vor Blitzschlag. Brach in der Sommernacht ein Gewitter aus, so weckte der Meister sämtliche Personen des Hauses. Man kleidete sich an und begab sich in die Stube, wo bei geschlossenen Fenstern und Türen der Hausherr im Namen aller inbrünstig um Bewahrung betete.

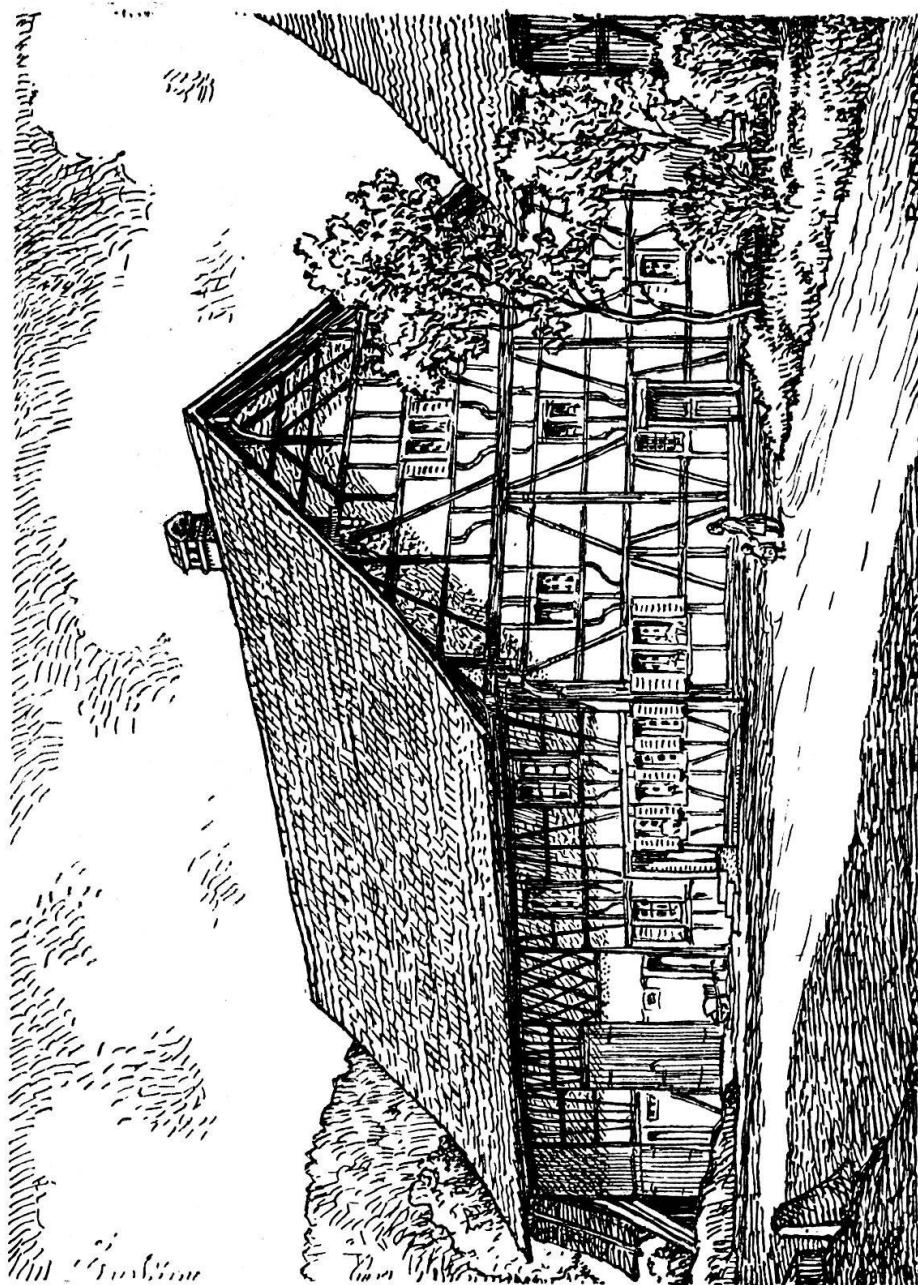
Ausgeschlossen war es, dass der reiche Bauer ohne besonderen Grund den armen, die reiche Bäuerin die arme besuchte, ausgenommen in Krankheitsfällen. Ebenso luden sich nur ökonomisch Gleichgestellte zu Hochzeiten oder Taufen ein — eine Ausnahme machte man hiebei nur mit den Verwandten —, entlehnten gelegentlich Geld voneinander, trugen einander zu Grabe und verheirateten auch ihre Söhne und Töchter miteinander. Der Vater blieb bis zu seinem Tod Herr im Hause und die Mutter Meisterin. Er war es, der nach beendigtem Frühstück Anweisung zu den Arbeiten gab, die man den Tag über zu verrichten hatte. Er gab auch den altmodischen ledernen Geldbeutel nicht aus der Hand, sondern besorgte selber jede Ausgabe. Der in allem untertänige Sohn durfte erst nach des Vaters Tod den Haushalt führen. Ebenso musste sich die junge Frau der Schwiegermutter in allem willig unterziehen. Was sie im Haushalt noch nicht verstand, musste sie von ihr lernen. Waren die Jungen in diesem oder jenem Stück anderer Ansicht, so durften sie es die Alten nicht merken lassen. Gern sah es der Bauer, wenn man sich anlässlich eines Besuches in seinem Hause

nach dem Befinden seiner Angehörigen, nach seinem Viehstand und nach seinem Futter- und Feldbau erkundigte. Setzte er etwa einem anwesenden Gaste „Kostsuppe“ (Bohnen-suppe), geräuchertes Schweinefleisch mit Sauerkraut und Salzkartoffeln vor, so nötigte er ihn zum Essen mit den Worten: „Wenn's i nüd z'schlecht ist, ihr händ's diheim halt besser.“

Tracht. Einst waren im Unterland die Wehntaler- und die Rafzerfeldertracht heimisch. Beide sind bis heute teilweise erhalten geblieben. Die Wehntalertracht ist wie die Rafzerfeldertracht ganz aus Leinwand gefertigt. Die Frauen spannen während des Winters den Stoff zu ihren Kleidern selbst, der Weber webte das Garn, der Färber färbte es, und die Dorf-näherin stellte das fertige Kleid her.

Im Wehntal, im Stadler- und Windlachertal und z. T. im Glattal trugen auch die Männer eine Tracht, bestehend aus einem meist schwarzzwilchenen, bis über die Knie reichenden Rocke mit aufstehendem Halskragen, einem grauen oder roten Brusttuche (Weste) mit tiefen Taschen und aus weiten, gefalteten Beinkleidern, den sogenannten, aus weisser Zwilche gefertigten Flotterhosen, an denen die Strümpfe befestigt wurden. Überdies trugen die Männer zur Arbeit einen ledernen Schurz, den sie zuweilen auch beim Besuche der Wochenpredigt nicht ablegten.

Beim weiblichen Geschlecht hat sich die kleidsame Wehntalertracht, wenn, wie oben erwähnt, auch nur noch vereinzelt, bis heute zu erhalten vermocht. Sie besteht aus einer Jüppe, deren Ärmelausschnitte mit Sammet garniert sind. Auf der Brust wird die Jüppe zusammengehalten durch die sogenannten „Prisnestel“, schwarze Sammetbänder, die über das scharlachrote, mit schwarzem Seidensammet geränderte Brusttuch gezogen sind; zu beiden Seiten figurieren in schönem Farbenspiel die blauen oder roten Ränder des Unterkleides. Unter den Armen durch, scharf abstechend von den weiten, blendend weissen Hemdärmeln, laufen Schnüre, die das Gölle festhalten, welches dicht um den Hals sich schmiegt. Es wird für verheiratete Weibspersonen aus weisser Leinwand gefertigt, für ledige (unverheiratete) aus roter Indienne, ausgenommen bei Sonn- und Festtagskleidern, wo Appenzellerstickereien verwendet werden, die mit einer Garnitur von Tüllrüsche, „rote Rösli“ und Bändchen geschmückt sind. Zur Tracht gehört ferner ein Fürtuch (breite Schürze),



Dreisässiges, anno 1668 erbautes Riegelhaus in Stadel (das dreisässige Haus ist der einzige Bautypus des Zürcher Unterlandes).



und zwar wird am Werktag ein blaues, am Sonntag hingegen ein andersfarbiges getragen. Zur Vervollständigung des Oberkleides dienen in der kälteren Jahreszeit die sogenannten Ärmel, ein schwarzes Kleidungsstück, das den Rücken und die Arme bedeckt, vorn knapp geschlossen wird und wesentlich in weitem oder engem Ärmeln besteht. Zu ihrer Anfertigung verwendete man Baumwolle, Wolle, Leinwand oder Dicktuch. Die Ärmel sind von Sammetstreifen eingefasst, die dank ihrer Farbenschattierung sich schön von der Juppe abheben. Als Kopfbedeckung diente den Verheirateten gewöhnlich eine tellerförmige Haube mit Bändern, alten Frauen eine Spitzhaube mit weit vorstehenden Spitzen von Seide oder Pferdehaaren. Die Unverheirateten trugen, wenigstens zur Kirche, ein breites, schwarzes „Sammetband“, ein über den Kopf hängendes, an den Enden mit schwarzen Spitzen eingefasstes sogenanntes Hütchen. Während die Frauen am Sonntag die geflochtenen Zöpfe gewickelt unter der Haube trugen, liessen die Töchter ihre beiden mit dicken, schwarzen Rundschnüren durchflochtenen Zöpfe über den Rücken hängen. An Werktagen trugen die Verheirateten die Zöpfe um einen Kamm gewunden; die Unverheirateten hingegen flochten die Zöpfe in schlichter Art ohne Zuhilfenahme des Kammes ums Haupt. Als Fussbekleidung dienten weisse Strümpfe und weit ausgeschnittene Schuhe.

Die Rafzerfelderin hatte kein so schmuckes Gölle; dagegen zeichnete sie ihre Tracht durch Silberkettchen aus, die mit Filigranrosetten am Rücken und auf der Brust befestigt waren. Als Kopfbedeckung verwendeten die Töchter und Frauen des Rafzerfeldes einen breitrandigen Strohhut, den sogenannten Bergèrehut.

Heute gehen die Frauen im Wehntal selten in der Tracht. Am ehesten ziehen sie dieselbe am Sonntag an für den Kirchgang oder bei festlichen Anlässen. Auch die Rafzerfelder Tracht wird immer mehr durch neuzeitliche Gewänder ersetzt. An Sängereften dagegen treten die Sängereften von Rafz auch heute noch mit Vorliebe in der Tracht an. Nach Jahren werden die „Rotbrüstli“ am Fusse der Läger und draussen im Rafzerfelde vergessen sein.

Vom ursprünglichen Bauernkleid der Tracht verlangte man vor allem Dauerhaftigkeit und Zweckmässigkeit. Diese Forderungen schufen vielfach die einheitliche Kleidung einer

Landesgegend. Der buntfarbige Schmuck und die Ketten waren von jeher nur äusserliche Zutaten und unabhängig von den Kleidungsstücken. Sie dienten hauptsächlich als Sonntags- und Festtagszier.

Heute sind im Unterland, wie anderwärts, die Baumwollstoffe „Trumpf“; ebenso werden halbwollene und wollene Stoffe getragen.

Erst in den 1880er Jahren kam im Stadler- und Windlachertal der heute übliche Frauenhut auf, anfangs vereinzelt. Töchter, die einen Botengang nach Bülach, Eglisau oder Zürich auszuführen hatten, getrauten sich nicht, den Hut schon zu Hause „aufzusetzen“. Sie trugen ihn daher ein Stück Weges unter der Schürze und bekleideten sich damit erst, wenn sie vom Heimatdorfe aus nicht mehr gesehen werden konnten.

Noch immer im Gebrauch sind die „Endifinken“ (auswattierte Zeugschuhe) und die ebenfalls auswattierten Holzschuhe. Die ersteren werden von Frauen, die letztern von Männern getragen.

### Dorfleben.

Nach Feierabend oder am Sonntag setzten sich die benachbarten Bauern gerne auf die Hausbank oder auf die Bank unter der Dorflinde, wo sie über Ernteaussichten, Frostscha den, Traubenblühet, Kartoffel- und Obstpreise und über mancherlei Vorfälle des täglichen Lebens redeten. Der Brunnen diente der Weibsame als Stelldichein. Man pflegte zu sagen: „Was dert g'klatscht wird, wäscht ke Wasser ab.“

Lichtstubeten. Ein Hauch von Frohsinn und Wehmut zugleich geht jeweils über das Gesicht der Mutter des Verfassers, wenn sie vom Spinnen erzählt. „Heute wird“, klagte sie schon vor Jahren, „das selbstgesponnene Garn und das selbstgewebte Linnen immer mehr durch billige Fabrikware verdrängt. Vor sechzig Jahren hätte im Dorf noch kein Mensch geglaubt, dass selbst die Bauerntöchter sich jemals in fremdartiges, neumodisches Zeug kleiden würden. Und doch tun sie es heute, und die Spinnräder sind vergessen wie auch die Spinnstubenbräuche (Lichtstubeten) und die damit aufs engste verknüpften Geschichten, Sagen und Volkslieder. Nur zuweilen vernimmt man von einem Hausierer, dass in einigen entlegenen Landdörfern die Spinnstube sich erhalten



hat und Spinnstubenlieder, Spinnstubensitten und Rockensprüche dort heute noch fortleben. Wie kurzweilig war es schon an den sonnigen Herbsttagen zu sehen, wie allüberall auf dem Lande im Freien Flachs gebrochen wurde. Frisch und fröhlich standen da die Mägde und Bauerntöchter in ihren kurzen schwarzen oder blauen Zwihröcken und blauen Schürzen vor den Häusern an den buchenen „Rätschen“ und zerschlugen mit ihren kräftigen, sonnenverbrannten Armen den Flachs und den Hanf zwischen den scharfgeschnittenen Hölzern. Kam ein „Mannsbild“ des Weges, so wurden ihm Spässe zugerufen. Und wie heimelig war es erst im Winter, wenn die Nachbarsfrauen in den warmen Stuben beim Spinnen sassen, wenn die Spindeln surrten und die alten Volkslieder (sie folgen weiter unten) von den „Wibervölkern“ gesungen wurden. Die fleissigen braunen Hände zupften den Risten vom Rocken, und das emsige Spinnrädchen drehte ihn flugs zum Faden, der auf die Spule aufief. Die gefüllten Spulen wurden von den Kindern oder vom Mannsvolke gehaspelt; so entstanden Strangen. Bei dieser kurzweiligen Hantierung sangen die Burschen, erzählten die Alten, plauderte die ganze Stube. Die Männer sassen auf der Holzbank am grünen Kachelofen, wärmten den Rücken, schnitzten Lichtspäne, fertigten birkene Besen und rauchten aus langen Pfeifen, die den Kindern besonders gut gefielen wegen der gemalten Porzellanköpfe, der grünen Schnüre und Troddeln. Chueri berichtete von seiner Reise nach Zürich, Ruedi redete von der Kartoffelernte, Hansuelrich vom Vieh- und Warenmarkt in Bülach, und der Hansjokeb endlich erzählte dermassen gruselige und tolle Gespenstergeschichten, dass den Buben die Haare zu Berg standen und die „Wibervölker“ am Schlusse der Spinnstube sich fürchteten, nach Hause zu gehen. Der Häfeli aus dem Endberg spielte auf seiner Handorgel Tänze, Lieder und Märsche und gab seine Leiblieder zum besten: „Köln am Rhein, du schönes Städtchen“, „An der Saale kühlem Strande“, „Bruder, über hundert Jahre han wir weder Kopf noch Haare“ u. a. Der Dorfschullehrer erzählte:

's Chrämers Rägeli bringt is Pfahrhuus es Chörbli grossi, schöni, roti Öpfel. Si händ ein wüerkli<sup>1)</sup> aglachtet, und de Herr Pfahrer häd<sup>2)</sup> dem Rägeli au 's Kumpliment gmacht und grüemt<sup>3)</sup> und danket. „Wie seid mer dene<sup>4)</sup>“, fröget<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> wirklich. — <sup>2)</sup> hat. — <sup>3)</sup> gelobt. — <sup>4)</sup> diesen. — <sup>5)</sup> fragt.

er. „Ja ebe, nei, i darfs nüd säge, nei gwüss nüd“. Aber de Herr Pfahrer wunderet: „Hä sägs doch au!“ Zletscht fasst's Rägeli Muet und said<sup>1)</sup> und wird us Verlegeheit ganz rot: „Pfaffe-n-Öpfel, Herr Pfahrer!“

Am folgenden Abend sassen die gleichen Leute in einer andern Stube des Dorfes beisammen: die Männer diesmal an einem weissgeblühten Kachelofen und die Spinnerinnen an der Fensterwand. Alle waren fleissig, alle gesprächig. So ging es Abend für Abend, bis kein Stränchen Flachs mehr ungesponnen war.

In den mit steifen, bunten Blumen bemalten Holztruhen den Wänden entlang häufte die Bäuerin Strangen auf Strangen. Sie dufteten angenehm in ihrer feuchten Frische. Ende Winter wurde der gesponnene Flachs in Holzaschenlauge abgekocht, gespült und wie Wäsche an Stangen getrocknet. Noch bevor die Osterglocken übers Land hin läuteten, trugen die Bäuerinnen das Flachsgarn zum Weber. Der machte daraus am Webstuhl Tuch verschiedenster Qualität, vom rauhen Packleinen bis zum feinsten Battist. Nachdem es dann der Färber schwarz, blau, grün oder braun gefärbt hatte, konnte es endlich zu Bekleidungsstücken für Männer und Frauen verarbeitet werden. Das Garn wurde nie vor dem Weben gefärbt.

Im Sommer zeugten die gefüllten Schreine und Truhen des Bauernhauses vom Fleisse und der Webekunst der Spinnerinnen. Dort drin lagen neben weissem Linnen, die rot und blau gemusterten Überzüge für die Himmelbetten, die fein gefalteten Mädchenröcke und Hemden, die Gürtel und der Feiertagsstaat der Bäuerin schön geordnet beisammen.

„Heute soll man landauf, landab gehen“, so schliesst die Mutter gern ihre Rede, „man wird fast kein Haus mehr finden, in dem die Schränke noch nach Leinwand und Lavendel duften und kaum mehr eine Tochter, die durch die Kunst des Spinnens zu Ehre, Ansehen und zu einer stattlichen Aussteuer zu kommen sucht. Die Zeit des Dampfes, der Elektrizität und der Maschinen hat das Spinnrad verdrängt und mit ihm manchen gemütvollen Volksbrauch.

Während die eine oder andere Mutter sich kümmerte, ob das Garn ausreiche für die Aussteuer der Tochter und noch am Spinnen war, wenn der Nachtwächter zum dritten Mal ins Horn blies, nahmen die Töchter in den langen Winter-

<sup>1)</sup> sagt.

nächten gern an einer Spinnstube oder sogenannten „Durspelinacht“ (Durchspinnacht) teil. Dabei hatten die mitgebrachten Spinnräder meist gute Ruhe, denn zu den jungen Spinnerinnen gesellten sich bei Nacht auch die erwachsenen Burschen („Chnabe“). Gesang von Volksliedern, Dorfneuigkeiten, Rätsellösen, Spiele und nicht zuletzt abergläubische Erzählungen nebst Tanz mit Handharmonika und Geigenspiel bildeten den gemütlichen Teil dieser Abende. Viele Winter hindurch stellte sich im Unterland jeweils der Wislikoner Handorgelmann ein und der alte Hansheirigiger mit seinem Ehegespons, die zusammen Violine und Bass spielten und alte Lieder sangen. Ein Nachtlager gewährte man diesen fahrenden Musikanten unentgeltlich in jedem Dorfe. An der Durspelinacht wurden Kuchen gebacken, Kaffee bereitet und Wein aufgetischt. Das Mehl und die Butter zum „Chüechle“ spendeten die Töchter, den Wein dagegen brachten die „Chnabe“ von Hause mit. Es ward gegessen, getrunken, gesungen, getanzt und gespielt, bis der Wächter die vierte Morgenstunde anrief. An solchen Abenden tat sich der Vogelfelix (ein Bürger von Windlach) gern hervor mit seinen gewählten Redensarten. „In Stadel“ hub er etwa an, „leidet im Bühl ein Kind schon seit Jahren an der eliptischen Krankheit, den Wanderschuster<sup>1)</sup>, der bei mir hie und da auf der Stör arbeitet, habe ich im Verdacht, dass er mir in unbeschriebenen Augenblicken die Kammern ausspaliert (ausspioniert), er ist eben ein unkontinivierter Mensch.“ Dass der Felix, der bei jeder Gelegenheit auch die Worte „definizieren“ (desinfizieren), Afrikat (Advokat), Bisite (Visite) gebrauchte, vom Jungvolk zum besten gehalten wurde, ist leicht begreiflich. So erzählte ihm der oben genannte Häfeli (der beste Handorgler des Unterlandes in den 1880er Jahren), ein Witzvogel erster Güte: „Vor einigen Tagen transportierte der Stadler Landjäger einen Gefangenen durchs Dorf. Ich fragte ihn, was denn der Mann angestellt habe?“ „O“, sagte der Landjäger, „der hat auf dem Kirchhof einen Grabstein angezündet“. „Was es doch für malefizierte Subjekte gibt,“ meinte der Vogelfelix entrüstet, „schade, dass er nicht mir in die Finger geraten ist!“

Für gewöhnlich kehrten die Alten von der Lichtstube zurück, wenn der Wächter um 11 Uhr Feierabend bot, die

<sup>1)</sup> Siehe unter „Typen“.

Schulkinder um 9 Uhr, die jungen Burschen und Töchter oft erst nach 11 Uhr. Die Lichtstubeten und Spinnstubeten galten den Liebenden nicht ausschliesslich als heimliche Zusammenkünfte. Da und dort gaben sich die männlichen Besucher der Lichtstubeten auch etwa dem Trunke und dem Kartenspiel hin, was wohl hin und wieder Anlass gab zu allerlei Ausschreitungen, jedoch nicht in solchem Masse, dass man die Lichtstubeten im allgemeinen als eine Unsitte hätte bezeichnen dürfen.

In Wil im Rafzerfeld halten die Klassengenossen nach erfolgter Konfirmation, nach Geschlechtern getrennt, jeden Winter Zusammenkünfte, sogenannte Stubeten. Jede Abteilung, im Volksmunde auch „Herde“ genannt, sichert sich beizeiten eine möglichst grosse Stube, am liebsten im Hause einer wenige Köpfe zählenden Familie. Darin kommen dann Töchter und „Knaben“ jede Woche ein bis zwei Mal bei Licht zusammen. Die Mädchen („Maitli“) stricken und singen und treiben Kurzweil aller Art; die „Knaben“ hingegen pflegen zu „Jassen“ (Kartenspiel) und zu Politisieren. Ab und zu „ziehen die Knaben um“ (gelegentlich aber auch die Mädchen), d. h. sie gehen vors „Lichthaus“ der Mädchen, klopfen an Türe und Scheiben und verüben allerlei harmlosen Schabernack. Hie und da werden sie von den Mädchen in die Stube geladen. Dann ist ein gemeinsamer „z'Abig“ üblich, zu dem die Mädchen das Brot und die Burschen den Wein beisteuern. Nach beendigter Mahlzeit werden Spiele gemacht, oder es wird getanzt zum Spiel einer Mundharmonika. Früher pflegten die Mädchen auf den Berchtoldstag (2. Januar) für sich und die Knaben Kuchen („Chüechli“) zu backen; heute bewirten sie die Burschen mit Wurst und Kabissalat. Die Stubeten beginnen im Dezember und dauern bis Ende Februar. Den Wein für die genannten Stubeten bewahren die Knaben im Keller ihres Lichthauses in einem Fässchen auf, das sie jeweils unmittelbar nach der Weinlese mit „Neuem“ füllen.

Die meisten der nachfolgenden Volkslieder hat der Verfasser in seiner Jugendzeit (die er in Windlach verlebte) an Lichtstubeten und anderen Anlässen singen gehört, andere hat ihm seine betagte Mutter mitgeteilt. Wie der Leser ersieht, haben manche durch die mündliche Überlieferung Schaden erlitten betreffend Rhythmus, Inhalt und Vollständigkeit. Wären dem Verfasser die Quellen bekannt gewesen, so hätte er die Lieder gerne in ihrer ursprünglichen Form geboten.

## Burschenlieder.

Annebabeli, wottscht mi ha,  
 I bin-en guete Zimberma,  
 I han e Hüüsli boue,  
 Hin<sup>1)</sup> und vorn e Stähli<sup>2)</sup> dra,  
 Das i chan-e Chüehli<sup>3)</sup> ha  
 Und e Päärli Saue.

\*

Mädchen, als ich dich erblickte,  
 Fand ich keine Ruhe mehr.  
 Jeden Tag und jede Stunde  
 Fehlt mir deine Freundschaft mehr.  
 Kennst mich zwar aus meinen Augen,  
 Aber nicht aus meinem Sinn,  
 Schönster Schatz, du darfst mir's glau-  
 Dass mit dir verliebt ich bin. [ben,  
 Sollt ich aber unterdessen  
 Auf dem Todbett schlafen ein,  
 O so pflanz auf meinem Grabe  
 Mir die Blum Vergissnichtmein.

\*

Ich hab mein schönes Mädigen  
 Schon längst nicht mehr gesehn;  
 Ich sah sie gestern Abend wohl  
 Vor ihrer Haustür stehn.  
 Ha gmeint, i well si chüsse,  
 De Vatter sell's nüd wüsse,  
 Die Mutter ward's gewahr.  
 „Hast du dich lassen küssen,  
 So ruht nicht dein Gewissen,  
 Bis du's bekennen darfst.“

\*

Es wollt ein Mädchen früh aufstehn,  
 Drei Viertelstund vor Tag,  
 Wollt in em Wald spazieren  
 Videridum, dildum, — zieren.  
 Go gönne Brumbeereli ab.

Und als es in den Wald nun kam,  
 Begegnet ihm ein Jägersknecht.  
 „Mädchen schirm dich aus dem Wald  
 Videridum, dildum — Wald  
 Darin hast du kein Recht.“

Und als es ein Stück weiter kam,  
 Begegnet ihm der Jägerssohn.  
 „Mädchen, setz zu mir dich wohl  
 Videridum, dildum — wohl  
 Und gönne dis Chörbli voll.“

Erschrocken schaut es nieder,  
 Liess fallen seinen Korb,  
 Der Jäger zog's hinunter  
 Auf seinen grünen Schoss.

\*

Wann ich heim soll gehn,  
 Scheint der Mond so schön,  
 Scheint der Mond vor  
 Meines Mädels Fenster.  
 Hab sie gar so gern  
 Kann sie nicht meiden.

\*

Mädel ruck-ruck-ruck  
 An deines Vaters Seite,  
 Und sag ihm doch,  
 Er soll uns leiden.

## Mädchenlieder.

E Spinnrad und e Bettstatt  
 Und e gschäggeti Chue.  
 Das git mer min Ätti,  
 Wenn i hürate tua;  
 E Spinnrad und e Bettstatt,  
 Das ghört an-re Bruut,  
 Doch zähtusig Guldi  
 Wärid ebe so guet.

\*

'S ischt mer mängischt<sup>4)</sup> so bang ums  
 Herz,  
 'S druckt mi und macht mer Schmerz.  
 Weiss nüd wohi,  
 Dänke traurig im Kämmerli,  
 Wenn i alleinig bi.  
 Wärischt doch tot!  
 Es lacht mir Arme doch nie en Stern,  
 's Glück blybt mer eister fern,  
 's mag mi halt nüd.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> hinten. — <sup>2)</sup> Ställchen. — <sup>3)</sup> Kühlein. — <sup>4)</sup> manchmal. — <sup>5)</sup> nicht.



Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,  
Einer reichen Erbin an dem Rhein,  
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,  
Liessen ihn nicht ruhig schlafen ein.

Zwölf Uhr schlug's, da drang durch die Gardine  
Plötzlich eine kalte weisse Hand.  
Was erblickt er? Seine Wilhelmine!  
Die im Sterbenskleide vor ihm stand.

„Zittre nicht,“ sprach sie mit leiser Stimme,  
„Ehmals mein Geliebter, zittre nicht,  
Ich erscheine dir ja nicht im Grimme,  
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht.“

### Von Jung und Alt gesungene Lieder.

Steig hinauf auf hohe Felsen,  
Schau zurück ins tiefe Tal,  
Sah von fern ein Mädigen;  
Drei Burschen bei ihr stehn.

Der erste war ein Schiffer,  
Der zweite ein Kaufmannssohn,  
Der dritte war ein Soldat.  
Der das Mädigen lieben wollt.

Und er nahm sie und führte sie  
Ins Wirtshaus hinein,  
Denn das Mädigen hat schöne Kleider  
Versoffen sollt sie sein. [an,

Versoffen sind die Kleider,  
Auch Geld hat sie nicht mehr,  
Jez muss das arme Mädigen  
Allein nach Hause gehn.

\*

Ach Mueter, liebi Mueter,  
Gib du mir einen Rat;  
Es lauft mer alli Marge <sup>1)</sup>  
Ein schöner Soldat na.

„Ach Tochter, liebi Tochter.  
Den Rat, den geb' ich dir:

Lass du den Soldat fahren,  
der dich geliebet hat.“

„Ach Mueter, liebi Mueter,  
De Rat, de isch nüd guet;  
De Soldat ischt mer lieber  
Als all euer Hab' und Guet.“

\*

Was frag ich viel nach Geld und Gut,  
Wenn ich zufrieden bin,  
Gibt Gott mir nur gesundes Blut  
Und einen frohen Sinn.

Wie mancher schwimmt im Überfluss,  
Hat Haus und Weib, auch Geld,  
Und ist doch immer voll Verdruss  
Und freut sich nicht der Welt.

Je mehr er hat, je mehr er will,  
Nie schweigen seine Klagen still,  
Nie schweigen seine Klagen still,  
Weil immer mehr er haben will.

Zufriedenheit ist mein Vergnügen,  
Das andre lass ich alles liegen,  
Und liebe die Zufriedenheit  
Und liebe die Zufriedenheit.

\*

Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,  
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.  
Sie kommt ja nimmermehr,  
Sie kommt ja gar nicht mehr,  
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

<sup>1)</sup> Morgen.

Ich weiss ein Rosenstock und der trägt Rosen,  
 Und aus den Rosen gibt's einen Kranz.  
 Drum sag's zum zweiten Mal:  
 Schön sind die Jugendjahr,  
 Schön ist die Jugend, die goldne Zeit.

Ich weiss ein Weinstock und der trägt Reben,  
 Und aus den Reben, da fliesst der Wein.  
 Drum sag ich's noch einmal:  
 Schön sind die Jugendjahr,  
 Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

\*

Was Besseres kann uns erfreuen,  
 Als wenn uns der Sommer angeht?  
 Da blühen die Rosen im Maien,  
 D'Husaren ziehen ins Feld.

„Gott grüess di, du Hübschi, du Feini,  
 Von Herzen gefallest du mir;  
 Kein andre kann so mich erfreuen,  
 Ich möchte nur bleiben bei dir.“

„Ich brauche dir nicht zu gefallen,  
 Hab längst en andere Schatz;  
 Der ist ein Hübscher, ein Feiner,  
 Der hat in meim Herzen ein Platz.“

Was zog er aus der Tasche?  
 Ein Messer so scharf gespitzt,  
 Und stachs seiner Liebsten ins Herze,  
 Dass's rote Blut gegen ihn sprützt.

Er zog das Messer ausen,  
 Es sah rot aus von Blut;  
 Er sprach: es ist ein Grausen,  
 Juja ein Grausen,  
 Was falsche Liebe tut.

So geht's wenn eine zwei Schätzle  
 's tuet wunderselte guet; [häd,  
 Wir beide haben's erfahren,

In den Frauen-Spinnstubeten (an denen sich auch die  
 eine oder andere Tochter beteiligte) wurde selten gesungen;  
 dafür gingen dort neben Dorfgeschichten, Sprüche und Reime  
 von Mund zu Mund:

Wie vil Buurefraue würdid na vil lieber schaffe,  
 Wenn's nüd mässtid z'Abig ihri Manne bitrachte als Muulaffe.  
 (Anspielung auf den oft übertriebenen Genuss von Wein und Most.)

\*

Wider isch es Jahr verbi, Herz bisch eul<sup>1)</sup> na's alti,  
 Gfrüert jez dusse alles zue, dinn<sup>2)</sup> muescht d'Wärmi b'halte.

\*

<sup>1)</sup> immer. — <sup>2)</sup> inwendig.

Juja erfahren,  
 Was falsche Liebe tut.

\*

Nun ist die Zeit und Stunde da;  
 Wir reisen nach Amerika.  
 Der Wagen steht schon vor der Tür,  
 Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Ihr Freunde alle wohlbekannt  
 Reicht mir zum letzten Mal die Hand.  
 Wir sehn uns heut und nimmermehr:  
 Es drückt der Abschied uns so schwer.

Nun sind wir schon in Amsterdam,  
 Es wird uns weder Angst noch bang.  
 Wir rufen laut: „Viktoria!“  
 Jetzt sind wir in Amerika.

Amerika, du schönes Land,  
 Du bist der ganzen Welt bekannt!  
 Da wächst der Klee drei Ellen hoch,  
 Und Milch und Butter gibt es noch.

\*

Und wir sitzen so fröhlich beisammen  
 Und wir haben einander so lieb.  
 Wir erheitern einander das Leben,  
 Ach, wenn es nur immer so blieb.



Es lüüchtet öppe-n-am-ene Baum,  
 E still vergässes Öpfeli. —  
 So hangt en überriife Traum,  
 I mängem Maitlichöpfeli.

\*

D'Buebe pfiifed dur d'Summernacht,  
 Wo zue-n-em Maitli gange,  
 's Lädeli häd's zuegmacht,  
 Derhinder tuet es plange<sup>1)</sup>.

\*

Glückkroti Roosestöckli stönd  
 I jedem Maitlis Garte,  
 Wenn d'Buebe<sup>2)</sup> wiit i d'Fröndi<sup>3)</sup> gönnd<sup>4)</sup>  
 Stuuned d'Maitli und warte.

\*

Wie-n-es Maitliherz isch d'Wält,  
 D'Liebi tuet dra döppele<sup>5)</sup>;  
 D'Sunne schläckt de Schnee vum Fäld —  
 Isch ächt<sup>6)</sup> na zum Föppele<sup>7)</sup>?

\*

Maitli, es isch na lang nüd Ziit,  
 Zum Himmel uus tänzled d'Flöckli,  
 Und d'Vögel sind so sternewiit,  
 Doch d'Welt spinnt 's Hochsigrückli.

Der Sonntag. Viel Mühe gab man sich in vergangener Zeit mit der Aufrechterhaltung der Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung. Jede Gemeinde hatte ihre Kirchenronde, den sogenannten „Chillewächter“, der am Sonntag vormittag die Runde durchs Dorf machte und für Ruhe sorgte. Wie aus seinen Klagen ersichtlich ist, hatten die Leute die üble Gewohnheit, am Sonntag vormittag den Klee heimzutragen, im Walde Eichen und Buchen zu verkaufen, durch ihre Buben das Vieh auf die Weide treiben zu lassen, in Bächen und Flüssen zu fischen, in den Werkstätten zu hämmern, in den Dorfbächen zu waschen, Wasser zu holen. Die Kinder schwärmten lärmend um die Häuser herum.

Seit ca. 1850 waren die Sonntage auf den Dörfern im Gegensatz zu früher still; alle unnötige Arbeit wurde vermieden; Sonntagsentweihungen kamen höchst selten mehr vor. Der Platz vor dem Hause und dasjenige Stück der Dorfstrasse, das in der Flucht des Hauses lag, kehrte man

<sup>1)</sup> sich sehnen. — <sup>2)</sup> Burschen. — <sup>3)</sup> Fremde. — <sup>4)</sup> gehen. — <sup>5)</sup> leise anklopfen. — <sup>6)</sup> wohl. — <sup>7)</sup> foppen = auslachen, spotten.

schon am Samstag. Karren und Wagen wurden in Schöpfen und Scheunen „versorgt“; die Hausfrauen scheuerten die Treppe vor ihrem Hause, die Küche und den Stubenboden mit heissem Wasser und sandeten nachher die hölzernen Gang- und Stubenböden. Still war besonders der Sonntag vormittag, wenn die Erwachsenen in die Kirche und die Buben (in der guten Jahreszeit) in den Wald gegangen waren, und im Hause meist nur diejenige Person ihres Amtes waltete, die das Mittagessen rüstete.

Am Nachmittag begab sich die Bäuerin meist in den Garten, wo sie die Wege entlang schritt, die Gewürzkräuter und Blumen beschaute und dieses und jenes mit liebender Hand ordnete. Ältere Leute setzten sich mit der Bibel oder sonst einem Erbauungsbuch auf die Hausbank oder die Gartenbank unterm Holderbaum. Von Erbauungsbüchern waren im Gebrauche: Arnds „wahres Christentum“, der „Gnadenschlüssel“, Gessners „christliches Handbuch“, die „Himmelsleiter“, der „kleine Habermann“, das „himmlische Vergnügen“, das „Paradiesgärtlein“, Zollikofers „Weihrauchschatz“ und das „tägliche Handbuch“ von Stark. Diese recht volkstümlichen Gebetbücher bildeten Wegweiser und Führer durchs Leben, Tröster in Leidenstagen, Ratgeber in den mancherlei Verlegenheiten des Lebens.

Die Bauern besuchten nachmittags das Dorfwirtshaus. Dort lag das Wochenblatt zum Lesen bereit, dort erfuhr man das Neueste auch aus den umliegenden Dörfern. Der Bauer sass mit seinesgleichen am runden Tisch, während die Burschen und Knechte ihren Platz in den Ecken hatten. Es ging anständig und nüchtern zu, denn der Bauerntisch hielt Ordnung, verwies den Betrunknen und zügelte den Übermut der anwesenden Jungmannschaft.

Bei schönem Wetter zogen gegen Abend die „Chnabe“ (Burschen im Alter von 16—24 Jahren) und „Maitli“ (Töchter gleichen Alters), letztere gemessenen Schrittes und Arm in Arm, singend durch die Dorfgassen. Es wurde damals im Volk auf dem Lande noch viel mehr gesungen als heutigen Tags. Oft sah man die Burschen auch dorfauf gehen unter Begleitung der Ziehharmonika („Handorgle“). Auch von abgelegenen Bauernhöfen, wo es am Sonntag so still und einsam war, dass die Jungen „lange Zyt“ bekamen, schritten gewöhnlich Burschen und Mädchen mit im Zuge.

Vor 1850 hatten die Kirchenstillstände anzukämpfen gegen die am Sonntag nachmittag stattfindenden „Waldstubeten“ (Zusammenkünfte der Burschen und Mädchen im Walde). Sie gingen vielerorts um 1850 ein. Vereinzelt bestanden sie aber bis gegen 1890. Der Verfasser hat anno 1885 in Windlach eine solche mit angesehen. Burschen und Töchter trafen sich daselbst zur Zeit der Kirschenreife an mehreren aufeinander folgenden Sonntagen auf einer rings von Hochwald umschlossenen Waldwiese bei der Nachtweid. Die Burschen stiegen auf Leitern, die sie von zu Hause mitgebracht hatten, in die längs des Waldrandes stehenden Wildkirschbäume hinauf und holten den Töchtern Kirschen herunter. Nachher wurde auf der Waldwiese gespielt und zu den Klängen einer Handharmonika getanzt bis gegen Abend.

Am Kirchgang trugen Männer und Frauen ehemals die Tracht. Die Begüterten nahmen im Chor oder im Männergefletz des Schiffes, die Ärmeren auf der Empore Platz, die Frauen setzten sich ins „Weibergefletz“, die Pfarrfamilie besass eine meist in der Nähe der Kanzel stehende, nach allen Seiten hin abgeschlossene Bank (ähnlich dem „Gottenstuhl“, der Bank der Patinnen). Der Stuhl des Sigristen befand sich im Chor, in manchen Kirchen gegenüber dem Stuhl des Pfarrers. Die Männer entblössten ihr Haupt schon ausserhalb der Kirchentüre; in der Bank sassen sie nur während der Predigt. Die schulpflichtigen Mädchen nehmen heute noch die vordersten Bankreihen ein, hierauf folgen die Töchter und zuletzt die Frauen. Auch die Schwerhörigen unter letztern fügten sich früher ohne Widerspruch der gebräuchlichen Sitzordnung. Die nämliche Reihenfolge galt auf der „Männerseite“.

Die Almosen (freiwilligen Liebessteuern) wurden nur an ausserordentlichen Sonntagen und an Festtagen mittelst des Kirchensäckleins eingesammelt. Beim Kirchgang trugen die Mädchen und Töchter auf dem Gesangbuch ein weisses Nasutuch und ein Sträusslein Rosmarin und rote Nelken, ältere Frauen dagegen ein Sträusschen aus Kirchenysop, Zyperess und Majoran — stark duftende Kräuter, die den allfällig sich einstellenden Schlaf verhindern sollten.

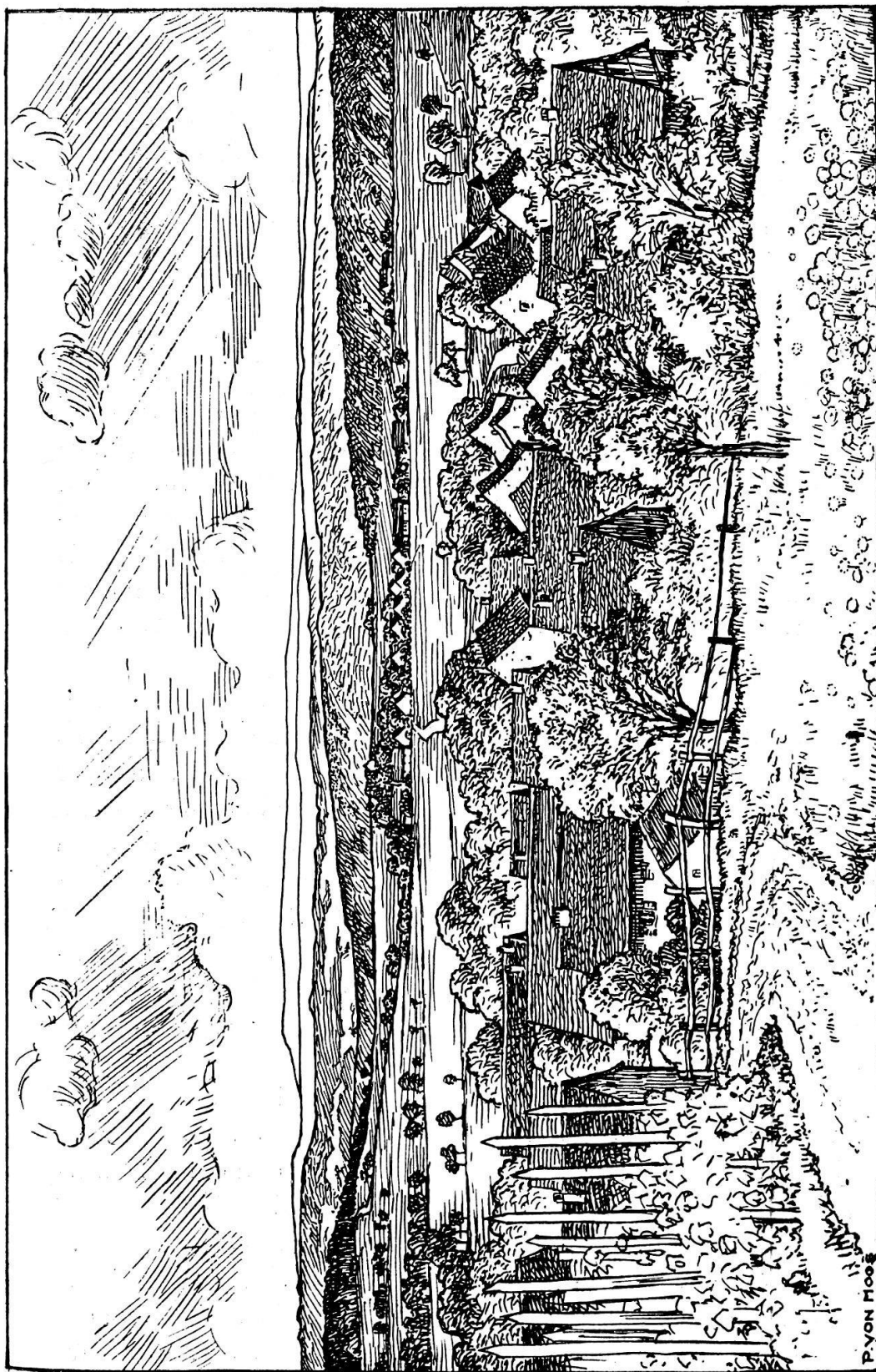
Märkte. Eigentliche Volksfeste bildeten die Jahrmärkte in den Landstädtchen: in Eglisau der „Jöremärt“ (St. Georg, 23. April), in Bülach der Martinimarkt, in Kaiserstuhl der

Martinimarkt und der Klausmarkt (6. Dezember). Während am Vormittag hauptsächlich Viehtreiber in blauen Überhemden und Krämer den Städtchen zustrebten, erschienen am Nachmittag die Kinder aus den Dörfern des Unterlandes und die Bauernburschen und Bauerntöchter, letztere in der Tracht. Bauern und Bäuerinnen fuhren im alten Chaischen oder auf gelben und grünen Sprengwägelchen zu Markt. In der Hauptgasse des Städtchens drängte sich von unten an bis oben aus Stand an Stand. Da kauften die Landleute (ausgenommen die Lebensmittel) sozusagen alles, was sie das Jahr hindurch in Haus und Feld an Kleidungsstoffen, Geräten und Werkzeugen brauchten. Da wurden alte Bekanntschaften erneuert und neue geschlossen; da lernte abends beim Tanz in den Gasthäusern mancher Bursche seine zukünftige Frau kennen. Die Reitschulen, die Orgelmänner, die Jahrmarktschreier, die Moritatsänger und die Kasperlitheater boten Alt und Jung des Sinnverwirrenden mehr als genug. Die Gasthäuser und Händler hatten einen guten Tag, denn am Jahrmarkt liess sich auch der sonst in Geldsachen „zugeknöpfte“ Bauer nicht „lumpen“.

Fast jedes Jahr stellten sich in den Dörfern des Zürcher Unterlandes die Kamel- und Bärenführer ein, in deren Gefolge auch Affen und dressierte Hunde und Ziegen nicht fehlten, der Dudelsackpfeifer, die Zigeuner, der invalide „Örgelima“ (Leierkastenmann) und die Taschenspieler und Seilkünstler. Dem „Örgelima“ riefen die Kleinen nach:

„Örgeli-, Örgeli-, Örgelima,  
Chumm de muescht en Feuer ha.“

Das Wirtshausleben. Unter den Namen der Gasthäuser kommen im Unterland der „Sternen“, der „Löwen“, das „Rössli“, der „Kopf“, der „Hecht“, das „Kreuz“, der „Wilde Mann“, die „Rose“, die „Linde“, die „Krone“, der „Hirschen“, die „Stube“ am häufigsten vor. Neben diesen gibt es viele Wirtshäuser, die in der „Tafäre“ (Schild) inmitten eines farbigen Kranzes aus Blech eine Flasche und ein Glas aufweisen. Der Wirt unterhielt sich mit seinen Gästen, trank ihnen ab und zu Gesundheit zu oder bot ihnen die Schnupftabakdose zur Benützung an. Die „Prise“ Schnupftabak ersetzte einst die Zigarre. Wirt oder Wirtin hiessen den Gast beim Eintritt willkommen, indem sie ihm freundschaftlich die



Die Talschaft der Kirchgemeinde Stadel. Im Vordergrund Stadel, in der Mitte des Bildes das Dorf Windlach, dahinter die Wälder von Glattfelden (der Laubberg usw.), in welchen einst der junge Gottfried Keller umherstreifte.



Hand zum Grusse reichten; sie gaben ihm beim Weggang das Geleit vor die Türe und verabschiedeten sich von ihm wiederum durch Händedruck mit dem Wunsch: „Gänd Sie's d'Ehr en andersmal“ oder einfach „Bald wieder“ oder „En andersmal wieder“. Die Stammgäste hatten eigenen Platz, eigenen Tisch, eigenes Trinkgeschirr. Einfache, wenig bemittelte Gäste setzten sich an die für sie bestimmten Plätze und hörten bei billigem Schoppen denen zu, die am Stammtische das grosse Wort führten. Man gab der Wirtstochter oder dem Dienstmädchen nicht ein Trinkgeld für die Bedienung, wohl aber des Nachts für's „Hinauszünden“ (hinausleuchten mittelst einer Kerze) den sogenannten „Zündschilling“, den man dem „Maitli“ in den Kerzenhalter legte. Um 11 Uhr wurde das Gasthaus geschlossen. Selten wurde über diese Zeit hinaus gewirtet; selten sass einer im Wirtshause bis tief in die Nacht hinein, Jung und Alt, ausgenommen die „Nachtbuben“ begab sich früh zur Ruhe, um gestärkt an Leib und Seele am Montag morgen wieder rechtzeitig der Arbeit nachgehen zu können.

#### Kinderleben.

„I d'Maie gah“. Sobald der Frühlingsgeruch des Waldes ins Dorf hereingeweht kam, gingen die Kinder auf die Suche nach Zilander (Seidelbast, *Daphne mezereum*). Von ihren älteren Geschwistern kannten sie die Stellen des Waldes genau, wo das frühzeitige Sträuchlein mit seinen kelchförmigen, hyazinthenartig duftenden Blüten wuchs. Kurz nachher erschienen die Schneeglöcklein auf Plätzchen, wo kaum die Sonne den Schnee weggetaut hatte. Später suchten die Kinder in noch kahlem Buchen- und Erlengehölz die „klassischen“ Frühlingsblumen des Waldes, die „Geissenblume“ (*Hainanemone*, *Anemone nemorosa*) und die im Unterland einer besondern Volkstümlichkeit sich erfreuende Schlüsselblume, dort „Änggeli“ (in andern Gegenden Madäneli, Mattengeli, s. schweiz. Idiotikon 4, 552) genannt. Diese Blume erschien jedes Jahr besonders zahlreich im einsamen Tale des im Windlacher Bann liegenden Schlatti, wo der Winter am längsten blieb. Während die Kinder auf den sumpfigen, noch nicht durchweg schneefreien Matten, neben knospenden Erlen die flockigen Schlüsselblumen zu „Maien“ pflückten, wehlte bald der rauhe Wind, schien bald die milde Sonne,

trieben die Stare unbekümmert um die Launen des Märzenwetters in den blühenden Kirschbäumen des Talgrundes und der Hänge ihr munteres Spiel. Zu Hause stellten die Kinder die „Änggeli“ im Trinkglas vors Fenster. Brachte dann ein rauher Frühlingstag nochmals Schnee, so blieben die Kleinen in der Stube, spielten und sangen als Ringelreihen den „Zug ins Besenreis“:

Anneli mit der rote Brust,<sup>1)</sup>  
 Chumm, mer wänd i d'Haselnuss!  
 D'Haselnuss sind nanig<sup>2)</sup> riif,  
 Chumm, mer wänd is Beseriis.  
 's Beseriis häd na kes Laub,  
 Chumm, mer wänd is Haberstrau.  
 's Haberstrau ist nanig da,

Chumm, mer wänd in Garte ga.  
 Garte ga ist au gar härt,  
 Chumm, mer wänd is Fäderebett.  
 's Fäderebett ist nanig gmacht  
 Bis am Sunntig z'Abig z'Nacht,  
 's Fäderebett ist nanig lind,  
 Chumm, mehr wänd an chüele<sup>3)</sup> Wind.

Während das zürcherische Kinderlied „der Maien ist kommen und das ischt ja wahr! Es grünet iez alles im Laub und im Gras“<sup>4)</sup> in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Unterland nicht mehr gesungen wurde, kannte dagegen noch in den 80er Jahren jedes Kind den „Zug ins Besenreis“.

Gleichzeitig mit den Schlüsselblumen erschienen auf dem Anger die ebenso beliebten „Müllerblüemli“ (Gänseblümchen, *Bellis perennis*), die in ihrer Schlichtheit selber anmuteten wie naive Bauernkinder. Kam dann der Mai mit seiner Blumenfülle in Garten, Wiese und Feld, so nahm die Freude der Kinder am Blumensammeln merklich ab. Wohl stellten sie die „Maienrisli“ (Maiglöckchen, *Convallaria majalis*) und Vergissmeinnicht in den Gläsern vor die Stubenfenster, nie dagegen die Blumen der Heuwiese: die Margriten, Centaureen, Skabiosen und Lichtnelken. Bezaubernd auf das kindliche Gemüt wirkten jeden Sommer wieder die Blumen des Getreidefeldes: die blaue Kornblume und der rote Mohn. Um die Zeit der Ernte schritten sie durch die „goldenen Gassen“ des Ährenfeldes und pflückten die „Feuerblumen“ (Mohn), die sie zu Hause in halb mit Wasser gefüllte „Doktergütterli“ stopften und mit einem Holzstöpsel zerstampften, weil sie glaubten, auf diese Weise Tinte herstellen zu können.

Des Kindes Arbeit. Die Kinder wurden früh zu zweckmässiger Arbeit angehalten. Alle Buben mussten „z'Acker triibe“ (pflügen), oft schon vom 6. Jahre an. Schaute dann

<sup>1)</sup> Das rote Brusttuch der Wehntalertracht. — <sup>2)</sup> noch nicht. — <sup>3)</sup> kühl. —

<sup>4)</sup> s. SCHWEIZER VOLKSKUNDE 11, 30.



solch ein Dreikäsehoch nicht recht zum Gespann, so dass der Pflug aus seinem Geleise kam, so fehlte es ihm nicht an derben Zurechtweisungen durch den Pflüger, denn es liess sich kein Bauer gerne vorhalten, einen „Struchrain“ gemacht zu haben. Mancher „Tribbueb“ war darum froh, wenn die Elfuhrglocke läutete und er ausspannen konnte. Schon im Februar suchten arme Kinder auf „aberen“ (schneefreien) Stellen der Äcker den fröhlich grünenden Nüsslisalat (Acker-salat, *Valerianella olitoria*). Im Heuet halfen die meisten Buben und Mädchen, indem sie morgens das Gras „verzettelten“ und abends die „Rechete“ dem Wagen nachtrugen.

Neben dem Heuet her und meist noch 2—3 Wochen darüber hinaus währte die Beerenzeit. Hauptsächlich die Kinder armer Leute suchten mit grossem Fleiss die in den Wäldern massenhaft gedeihenden Erdbeeren und Heidelbeeren. Kein Weg, selbst nach den entferntesten Wäldern „im Stein“, im Stadler-, Weiacher- und Schanzenberg und in den „Stadtforren“ zwischen Eglisau und Rafz war ihnen zu weit. Gewöhnlich waren sie schon zur Zeit des Hahnenschreis auf den Füßen. Sie blieben den ganzen Tag im Walde und hatten nichts zu essen bei sich als ein Stück trockenen Brotes, ausnahmsweise einmal etwas Ziger. Machten die durch Laub und Nadeln hereinspinnenden Sonnenstrahlen sie durstig, so tranken sie aus der frischen Waldquelle. Mit gefüllten Körben stiegen sie dann von Berg zu Tal und sangen, dass es laut im Wald widerhallte, das Kinderlied:

Heubeeri, meh weder Laub,

De Schlattibur häd si Frau verchauft!

„Wie tür?“

„Um en Sack voll Sprür<sup>1)</sup>“.

„Wie meh?“

„Um en Sack voll Chlee.“

„Wie minder?“

„Um en Sack voll Chinder.“

und:

Heubeeri Rolle,

D'Chrättli hämer volle,

D'Büchli hämer leer,

Jez gömmer übers Meer.

Am Abend brachten sie die gesammelten Beeren einer Händlerin (der „dicke Bottleemin“) nach Stadel und trugen den Erlös, der durchschnittlich ein bis zwei Franken betrug, ihrer armen Mutter heim.

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1)</sup> Spreu.